DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 97

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1,70
Italien L 750; Spanien Pta 65
Printed in Germany

das Grab in Lemuria



Nr. 97

Das Grab in Lemuria

(Der zehnte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, hat Hellmark dreizehn versiegelte Briefumschläge hinterlassen. In jedem befindet sich eine Botschaft, die für Björn schließlich eine Aufgabe enthält, die er erfolgreich lösen muß. Nur, wenn ihm das gelingt, ist es ihm gestattet, den nächsten Umschlag zu öffnen.

Diese Prozedur soll es ihm ermöglichen, nach dreizehn bestandenen Aufgaben in Rha-Ta-N'mys Dämonenreich einzudringen und die Dämonengöttin zum Kampf stellen zu können.

Jede Aufgabe baut auf der vorangegangenen auf. Jede birgt die Gefahr in sich, daß er und seine Freunde dabei auf der Strecke bleiben. Die Chance, alle dreizehn Aufgaben erfolgreich abzuschließen ist äußerst gering – und doch hat Hellmark sich darauf eingelassen, weil es der einzige Weg zu sein scheint, das Tor in das Horror-Reich der Dämonengöttin überhaupt aufzustoßen…

Neun Wege in die Dimension des Wahnsinns und Grauens hat er schon hinter sich gebracht…

Björn Hellmark kam nicht zur Ruhe. Vor dem Öffnen des 10. versiegelten Umschlages wollte er die Freunde und sich selbst noch mal einem Test unterziehen.

Carminias Beobachtungen waren nicht alltäglich. Schon gar nicht auf Marlos, dem Domizil, das ihnen Sicherheit, Frieden und Geborgenheit vermittelte.

In der Geister-Höhle bewahrte Hellmark jene Trophäen auf, die er im Kampf gegen die Dämonen und Schergen der Finsternis errungen hatte und gegen sie einsetzte. Es waren wichtige Waffen, ohne die sie nicht auskamen. Zu ihnen zählten die versteinerten Augen des Schwarzen Manja, dem heiligen Vogel, der vor rund zwanzigtausend Jahren auf dem in Blüte stehenden Kontinent Xantilon lebte.

Solange er sich dort aufhielt, ging es dem Volk gut. Dann kehrten die Tage der Finsternis ein. Die Manjas verschwanden, als der nach ewigern Dämonenleben strebende Oberpriester der Schwarzen Kaste, Molochos, das Signal zum Angriff gab. Dämonenheere wurden mobilisiert und Irregeleitete, die diese Heere unterstützten, zwangen die guten Kräfte zum Kampf. Xantilon zerbrach in mindestens zwei Teile, Millionen Menschen gingen zugrunde, nur eine geringe Anzahl konnte sich retten, und diese verschmolzen mit den Bewohnern und Völkern anderer Inseln und Kontinente.

In vielen Menschen, die in dieser Gegenwart, in der Hellmark lebte, geboren wurden, zeigte sich die bemerkenswerte Tatsache, daß sie das Blut jener in ihren Adern hatten, die damals überlebten. Selbst über Jahrtausende hinweg machte sich nun die Stimme dieses Blutes bemerkbar, und sie gab jenen, die Nachkommen der Verschollenen und Geretteten waren, den Hinweis auf ihre ferne Vergangenheit. So erfuhren viele bewußt von einem früheren Leben, das damals auf Xantilon stattfand.

Zu den Wiedergeborenen gehörte Björn Hellmark, der auf der Insel einst den Namen ›Kaphoon‹ trug, zu ihnen gehörte Carminia Brado, die Loana, die Tochter des Hestus’ gewesen war – und Rani Mahay, der Koloß von Bhutan. Sein ehemaliger Name und seine Tätigkeit vor zwanzigtausend Jahren waren bis zur Stunde unbekannt und unenträtselt.

Es gab noch viel mehr Menschen, die Nachkommen aus jener Zeit waren, die dies auch mehr oder weniger fühlten, die aber nicht offen darüber sprachen, aus Angst, sich lächerlich zu machen. Viele von ihnen wurden krank und in Nervensanatorien eingewiesen, die einen, weil sie an dem Wissen zerbrachen, die anderen, weil sie offen darüber gesprochen hatten. So war es eines der obersten Ziele Hellmarks, jene zu finden, die die Stimme des Blutes hörten, und sie auf der Insel zu integrieren, die ihm zum Vermächtnis gemacht worden war. Hier wollte er all die Kräfte einen, die er benötigte, um

zum großen Schlag gegen die Mächte der Finsternis auszuholen, die ihr Ziel ebenfalls nicht aufgegeben hatten, die Erde in Besitz zu nehmen und die Menschen zu versklaven.

An alle diese besonderen Faktoren – gerade was die Wiedergeburt anbetraf – mußte er jetzt nachdrücklich denken.

Carminia war einst Loana gewesen – er Kaphoon. Sie waren beide wiedergeboren worden, und ihre Wege hatten sich in der neuen Zeit auf wundersame Weise wieder gekreuzt.

Ihre Wiedergeburt war das Gemeinsame. Und doch nahm Carminia von Zeit zu Zeit etwas wahr, das er nicht so sah.

Sie behauptete, in der Schatulle, in der ursprünglich noch vier Manja-Augen liegen mußten, würden sich nur drei befinden.

Eines löse sich des öfteren auf und verschwimme vor ihren Augen, kehre dann aber wieder zurück.

»Es sieht so aus, als würde jemand versuchen, durch telekinetische Kräfte das Manja-Auge zu rauben«, erklärte Carminia. »Nur so kann ich es beschreiben…«

Daß ein Raub durch einen der Anwesenden, die sich in der Geister-Höhle versammelt hatten, nicht infrage kam, verstand sich von selbst. Sie alle waren treue Freunde, die gemeinsam mit Hellmark alles daransetzten, das Dämonenreich – und an ihrer Spitze die teuflische Göttin Rha-Ta-N'my – in die Knie zu zwingen.

»Dann kommt also die Gefahr von außerhalb«, warf Rani Mahay ein. Der Mann mit der prächtigen Glatze überragte alle Anwesenden um Haupteslänge.

Björn nickte. »So sieht es zunächst aus. Aber es widerspricht den Gesetzen, denen die Insel unterworfen ist. Marlos ist ein Bollwerk gegen das Böse. Es kann hier nicht eindringen…«

»Dann muß es nicht das Böse sein, das versucht, die Anzahl der Manja-Augen zu dezimieren«, machte sich Danielle de Barteaulieé bemerkbar. Sie war eine wichtige Zeugin für einen Vorfall, der erst einen Tag alt war. Carminia hatte Danielle mit in die Geister-Höhle genommen, während Björn sich mit Rani und Arson auf der Welt Xanoeen befand, um den Zweikampf mit dem König der Drachentöter zu forcieren. Bei dieser Gelegenheit hatte auch die junge Französin das Verschwinden eines Manja-Auges bemerkt.

Doch dieser Zustand hatte sich nicht wiederholt. Er wiederholte sich auch jetzt nicht, als Hellmark den Versuch unternahm, daß jeder sich einen Eindruck verschaffen konnte.

Alle, die auf Marlos lebten, warfen einen Blick in die, betreffende Schatulle.

Auch jene Marlosbewohner, die nur von Fall zu Fall auf die Insel kamen, waren benachrichtigt worden.

Es waren Camilla Davies, das Ursen-Medium, deren Hauptaufgabe

gemeinsam mit Alan Kennan zur Zeit darin bestand, Menschen überall auf der Welt ausfindig zu machen, die als Xantilon-Wiedergeborene in Frage kamen oder die eine Fähigkeit entwickelt hatten, die paranormal war und die dadurch besondere Risiken auf sich nahmen. Dämonenschergen fahndeten nach solchen Personen, wollten sie entweder für sich gefügig machen – oder brachten ihnen nicht selten den Tod.

Camilla und Alan zählten je vier Manja-Augen in dem Behältnis.

Auch Anka Sörgensen-Belman und Tina Morena entdeckten keinerlei Abweichungen. Selbst das Geschwisterpaar Koster, beide parapsychisch, aufs höchste begabt und seit heute endgültig für immer auf der Insel, bestätigte die Anwesenheit jener vier faustgroßen, rubinroten Gebilde, die aussahen wie ungeschliffene Edelsteine.

Als Hellmark und Carminia Brado allein in der Höhle waren, nahm Björn die geliebte Frau in die Arme.

»Es ist wie verhext«, flüsterte sie. Ihr Herz schlug schnell. »Immer wenn es darauf ankommt, tritt das Phänomen nicht auf. Was ist los mit mir, Björn?« Sie blickte ihn besorgt an. »Wieso reagiere ich – manchmal, nicht immer – in diesem speziellen Fall anders?«

»Ich weiß es nicht, Schoko«, sagte er zärtlich. Seine Hand fuhr durch ihr Haar, das wie Seide knisterte. »Ich will es herausfinden, ich muß es herausfinden… es ist wie eine Botschaft, ein Zeichen, das wir enträtseln werden.«

»Du glaubst mir also?«

»Auch wenn ich es nicht sehen kann – ja. Nichts geschieht ohne Grund.« Es gelang ihm, ihre Bedenken zu zerstreuen, während seine Sorgen wuchsen. Doch er ließ sie sich nicht anmerken.

Er versuchte, nicht weiter daran zu denken und griff in die Felsennische, um den obersten der versiegelten Umschläge herauszunehmen. Er mußte die neue Botschaft entgegennehmen, nach jeder erfolgreichen Aufgabe wartete eine weitere darauf, von ihm gelöst zu werden. So wollte es das geheimnisvolle Spiel, auf das er sich eingelassen hatte. Es war ein Spiel mit der Gefahr, dem Abenteuer und dem Tod. Aber einen anderen Weg gab es für ihn nicht, wenn er die Chance wahren wollte, die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my höchstpersönlich vor die Klinge des ›Schwertes des Toten Gottes ‹ zu bekommen, das für seine Hand geschmiedet worden war und nur er zu führen verstand.

Er riß den Umschlag auf, der als Hinweis für ihn die Ziffer zehn und das Wort GRAB trug.

Er versuchte sich auf das zu konzentrieren, was Ak Nafuur ihm hinterlassen hatte, wurde aber ständig abgelenkt durch den Behälter, der geöffnet vor seinen Füßen stand. Die vier Manja-Augen schimmerten wie gefrorenes Blut.

Es waren vier Augen, und doch wollte er es mit einem Mal nicht glauben. In seinem tiefsten Innern meldeten sich Zweifel, und Erinnerungen gruben sich an die Oberfläche seines Bewußtseins. Da war etwas, das er nicht begriff, das ihn mahnte und unsicher machte – und doch konnte er nicht sagen, was es war.

Nur eines wurde ihm klar: Sein Schicksal war eng damit verbunden!

Todesahnung erfüllte ihn…

*

Sie trafen sich in der obersten Etage. Es war die siebzehnte.

In der dunklen Wohnung versammelten sich einer nach dem anderen.

Insgesamt waren es vierzehn.

Unter ihnen befand sich Richard Patrick, der vom geheimen Treffen der Shoam-Sekte gehört hatte. Dieser stand ein Inder vor, der von seinen Anhängern als Guru bezeichnet wurde und mit vollem Namen Swami Prabhupada Shoam hieß.

Viele, die sich diesen Anstrich gaben und als Guru eine Sekte führten, waren schlichtweg Betrüger.

Bei Shoam lag der Fall nicht so einfach.

Es gab eindeutige Hinweise dafür, daß dieser Mann über jeden Verdacht des Betruges und der Täuschung erhaben war.

Shoam lebte seit drei Jahren nur von Milch und Bananen, nahm keinen Bissen Fleisch zu sich, hatte geheimnisvolle Andeutungen über ein ›wiedererstehendes Reich‹ gemacht, das er jedoch nicht näher beschreiben wollte oder konnte…

Wie jeder überzeugte Hindu, so glaubte auch Shoam an die Wiedergeburt, bis er endlich eingehen konnte in das Nirwana, in dem die Kette der Wiedergeburten abriß und er im absoluten Nichts zu Hause war, wo Seele, Geist und Körper nicht mehr existierten.

All dies war nichts Neues und ein Vortrag darüber hätte jene Personen, die am heutigen Abend zusammenkamen, wohl kaum veranlaßt, hierher zu kommen.

Shoam hatte seine Gäste genau ausgewählt und sie zu strengstem Stillschweigen über das verpflichtet, was sie zu hören und zu sehen bekamen. Jeder, der in die Wohnung eingelassen wurde, mußte ein Kärtchen mit diesbezüglichem Text unterschreiben. Auf dem Kärtchen befand sich ein unerklärliches, fremdartiges Symbol, für das der Guru eine Erklärung abgab.

»Sie, meine verehrten Gäste, werden dieses Zeichen nicht in den Veden, nicht in den Upanischaden, in keinem Heiligen Buch finden. Ich selbst habe es bis vor einem Monat noch nicht gekannt. Es stammt

von dieser Erde – und es stammt doch nicht von dieser Erde. Sie werden nachher durch meine Erläuterungen diesen scheinbaren Widerspruch noch verstehen.« Shoam war ein kleiner, sehr dünner Mann, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Das Dhuti, bestehend aus blütenweißem Hemd und knöchellanger Hose, raschelte bei jeder Bewegung, die er machte.

In dem Raum, *wo* sie sich versammelt hatten, brannten auf niedrigen Tischen kleine indische Tempel-Laternen.

Das waren mit Löchern durchbrochene Messinghülsen, in denen wohlriechende Kerzen brannten. Durch die Löcher entstand ein sich ständig in Bewegung befindliches Wabenmuster an Decke und Wänden, sorgte einerseits für eine wohltuende Entspannung und hielt den Geist doch seltsam wach…

Kein Anwesender kannte den anderen. Absichtlich hielt Shoam das Treffen anonym, um gewisse Gefahren – so jedenfalls hatte er sich ausgedrückt – von vornherein zu unterbinden. Diese Gefahren beträfen weniger ihn als jene Personen, die für das Experiment dankenswerterweise als Beobachter gekommen seien…

Der Raum, in dem sie sich aufhielten, war durch einen Vorhang abgetrennt. Dieser Vorhang war dunkelrot. Die ganze Einrichtung war bescheiden.

Shoam fuhr keinen Rolls Royce, die Zahl seiner Schüler war eher klein, und man wußte, daß er nicht auf großem Fuß lebte. Die Miete für seine Wohnung trugen seine Anhänger zusammen, er lebte von jener Milch und den Bananen, die seine Freunde für ihn kauften.

Shoam war trotz seiner geringen Körpergröße eine Persönlichkeit, die etwas Faszinierendes und Einmaliges ausstrahlte. Man konnte sich diesem gewissen Etwas nicht entziehen.

Shoam hatte für diesen Abend keinen seiner Anhänger geladen, und er selbst war es, der seine Gäste mit Fruchtgetränk und frischem Obst, das in sauberen Korb- und Messingschalen bereitstand, bewirtete.

Richard Patrick, Verleger der großen Zeitschrift ›Amazing Tales‹, die sich mit der Behandlung und Aufklärung geheimnisvoller Vorgänge überall in der Welt befaßte, hatte die telefonische Einladung des populären Shoam gern entgegengenommen, ohne genau zu wissen, was für ein großes Experiment da stattfinden sollte.

Niemand wußte etwas. Und doch waren sie gekommen.

Dafür bedankte der kleine hagere Inder sich in einer knappen Ansprache.

Er ließ noch durchblicken, daß die illustre Gesellschaft heute abend sich aus Vertretern von Kirche, Staat, Wissenschaft und Kultur zusammensetze.

»In Ihren Reihen sind Ärzte und Priester, Schriftsteller,

Rechtsanwälte, Verleger und Politiker… der Kreis ist so auserwählt, daß keiner den anderen persönlich kennt. Würde ich Namen nennen, käme über die Lippen des einen oder anderen Anwesenden ein verständnisvolles ›Aha‹. Das Licht in diesem Raum ist so gehalten, daß die Gesichter nicht gut zu erkennen sind. Das Ganze hat nichts mit Hokuspokus und faulem Zauber zu tun«, wirkte Shoam aufkommendem Mißtrauen sofort entgegen, »es gehört zu der Vorsichtsmaßnahme, die ich Ihnen noch erläutern muß. Das Experiment, alles, was sie heute abend erfahren werden, ist notwendig, um Ihnen vor Augen zu führen, daß etwas geschieht, wovon zur Stunde noch niemand weiß. Wenn das Experiment erfolgreich verlaufen wird – und ich zweifle keinen Augenblick daran – werden Sie die Welt, in der Sie leben, mit anderen Augen sehen. Sie werden das Wissen – noch – für sich selbst behalten müssen, um den Fluch nicht zu provozieren, der in jenem Gebilde steckt, das Sie mit Ihrer Unterschrift gekennzeichnet haben. Es soll Sie schützen, nicht bedrohen. Deshalb ihr Name. Wenn Sie alles gesehen und gehört haben, steht es Ihnen dennoch frei, sich zu äußern. Hier – im gemeinsamen Gespräch. Nicht in der Öffentlichkeit, davor möchte ich im Augenblick noch warnen. Hinter verschlossenen Türen sollen und müssen Sie an dem Problem jedoch arbeiten. Sie sollen Berater und Mitarbeiter einweihen. Im Hintergrund muß Großes geschehen, um Furchtbares zu verhindern…«

Das hört sich ja schrecklich an, dachte Richard Patrick unwillkürlich.

Er zuckte zusammen, als die Stimme des Inders wieder ertönte und sich genau der Worte bediente, die ihm gerade durch den Kopf gegangen war. Es schien, als hätte Shoam seine Gedanken erraten.

»… es hört sich schrecklich an. Das kann ich Ihnen leider nicht ersparen. Ich muß die Dinge so nennen, wie sie wirklich sind. Jeder einzelne von Ihnen ist bedroht an Leib und Leben, wenn er leichtfertig mit dem Gut umgeht, das ihm hier und heute angeboten wird. Darauf muß ich hinweisen. Und jetzt hat jeder von Ihnen noch die Möglichkeit, zurückzutreten und zu sagen, daß ihm dies alles zu undurchsichtig und gefährlich ist. Dafür habe ich Verständnis. Wer fürchtet, der Erfahrung, die ich Ihnen allen vermitteln werde, unter diesen Umständen nicht gewachsen zu sein, den bitte ich darum, jetzt zu gehen…«

Keiner rührte sich.

Shoam ließ eine halbe Minute verstreichen.

»Gut«, fuhr er dann mit der gleichen ruhigen Stimme fort, »wie Sie meine Entscheidung angenommen haben, nehme ich Ihre an.« Er näherte sich dem Vorhang. »Ich werde Ihnen einen kleinen Freund vorstellen, den ich vor etwa sieben Monaten bei einer Reise durch

Indien kennenlernte und der schließlich mit mir in die Staaten gekommen ist. Es ist ein Waisenknabe', den ich adoptiert habe. Er ist jetzt zwölf Jahre alt. Der Hindu-Glaube über die Wiedergeburt ist Ihnen allen bekannt, ich brauche dies nicht extra zu erklären. Es gibt heute – auch in westlichen Ländern – kaum noch Zweifel an diesem Glauben. Wir haben Beweise. Es geht mir also nicht darum, Ihnen jemand vorzustellen, der schon mal lebte. Das wäre langweilig. Mit Sarash, so heißt der Junge, hat es eine ganz andere Bedeutung. Er war einst ein großer, ein berühmter und – ein gefährlicher Mann. Auf einem Kontinent, von dem die meisten Menschen glauben, es hätte ihn nie gegeben, und den sie deshalb in das Reich der Sage, der Legende verlegen. Ich spreche von dem Urkontinent – Lemuria…«

*

Er zog den Vorhang zurück.

Dahinter lag ein dämmriger Raum, der mit bescheidenen Möbeln eingerichtet war. Auffallend viele Bücher standen in einem Wandregal.

Unwillkürlich glitten die Blicke der Eintretenden darüber hinweg. Auch Richard Patrick interessierte sich für die Titel der Folianten. Einige Bücher waren sehr alt, und auf ihren ledergebundenen Rücken ließen sich mit einiger Mühe griechische, lateinische, altdeutsche und englische Titel entziffern. Es waren auch Bände in Sanskrit vorhanden.

In einem Gestell ruhte eine alte Weltkugel, auf der die Kontinente beige- und türkisfarben eingezeichnet waren. Überhaupt hingen viele postergroße Landkarten an den Wänden, die die Kontinente anders zeigten, als man sie aus den herkömmlichen Atlanten kannte. Nur mit einiger Phantasie waren die vertrauten Umrisse Afrikas oder des indischen Subkontinents auszumachen.

Auf einer Karte klebten alle Kontinente zusammen und waren wie ein Puzzle aneinandergefügt, so daß die Erdoberfläche einen fremden Eindruck vermittelte.

Dies war die eine Seite der Medaille.

Man glaubte einerseits im Zimmer eines Gelehrten zu sein und andererseits in dem eines Kindes…

Da standen Jugendbücher in Englisch und Bengalisch in den unteren Regalen, Spielzeug-Autos und Eisenbahnen, ein riesiger Plüschbär, der auf einem Ecksofa saß und die Eintretenden aus großen, schwarzen Glasaugen anstarrte.

Eine seltsame Mischung!

In der Ecke neben einer aus dem Raum führenden Tür stand ein Bett, das ringsum durch einen Vorhang verschlossen war.

Der Guru zog auch hier den Vorhang zurück. Das Bett war leer.

Dann klopfte der Mann an die Tür.

»Sarash«, rief er. »Du kannst hereinkommen…« Und noch ehe die Tür geöffnet wurde, wandte er sich noch mal mit gedämpfter Stimme an die schweigsame Runde. »Ich wollte nicht, daß er Zeuge unseres Vorgesprächs wurde…«

Durch die Tür kam ein schlanker, dunkelhaariger Junge. Wie Shoam trug er eine weiße, weite Hose und darüber ein Hemd, das bis über die Knie hinabreichte.

Die Haut des Knaben war hellbraun, die Augen, groß und schwarz, blickten klug.

Der Junge begrüßte jeden anwesenden Gast mit Handschlag und machte einen höflichen Diener.

Sarash wirkte ungezwungen, fröhlich, und die fremden Gäste schienen ihn überhaupt nicht zu stören.

»Dies alles«, erklärte der Gastgeber dann nach der Begrüßungszeremonie, »sind Leute, die sich für das interessieren, was du, Sarash, uns erzählen wirst. Ich möchte dich bitten, dich hinzulegen. Ich werde dich, wie schon einige Male, in Hypnose versetzen, und dann wirst du ruhig und meine Fragen beantworten, die ich dir stellen werde…«

»Ja, Shoam…« Der Junge lächelte sanft. Er wirkte sehr sympathisch und ließ sich durch die Anwesenheit der Fremden nicht im geringsten irritieren.

Er durchquerte den Raum, kam dabei an dem Plüschbär in der Ecke vorbei und versetzte ihm einen Stupser auf die Nase. Sarash lachte.

»Vielleicht kann ich auch so Antwort geben, Shoam«, meinte er, während er eigenhändig den Vorhang um sein Bett seitlich wegzog.

»Nein, das kannst du sicher noch nicht. Zumindest nicht in dem Umfang, wie ich es erwarte. Und uns kommt es doch beiden darauf an, die Herrschaften zu überzeugen, nicht wahr?«

»Ja, Shoam…«

Er legte dem Jungen die Hand auf den Kopf und ließ sie dann langsam nach vorn über die Stirn gleiten, als wolle er ihm die Augen schließen. Sarashs Bewegungen wurden sofort kantiger. Er glitt langsam auf das Bett. Shoam schob ihn nach hinten und streckte ihm die Beine aus.

Sarash wirkte wie ein Schlafender. Die geladenen Gäste bildeten einen Halbkreis um das Bett.

»Sarash ist in Hypnose gefallen. Er kann das, was ich jetzt zu Ihnen spreche, nicht hören. Erst, wenn ich ihn direkt anspreche, wird er reagieren. Bitte, hören Sie genau zu! Seien Sie ruhig kritisch, meine Herren, das ist Ihr Recht – und deshalb habe ich Sie eingeladen. Was Sarash, der nicht immer Sarash war, Ihnen berichten wird, stellt ihr

Weltbild auf den Kopf. Eines möchte ich noch erklärend vorausschicken, ehe ich Ihnen das Experiment vorführe. Es war nie meine Absicht, irgendwelche Versuche mit dem Jungen durchzuführen. Sein eigenes Verhalten hat mich dazu gebracht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Mehrere Male hat Sarash im Schlaf gesprochen, verhielt sich sehr unruhig, und Dinge in seiner Umgebung zerbrachen oder bewegten sich. Ein parapsychologisches Phänomen, dachte ich. Bis ich erkannte, daß es etwas ganz anderes war. Sarash begann, aus seinem Unterbewußtsein Dinge ans Tageslicht zu befördern, die irgendwann mal in einer anderen Daseinsebene für ihn Alltag gewesen sind. Das Zwiegespräch, das ich mit ihm führen werde, betrifft diese Welt. Sie liegt nicht hundert Jahre zurück, keine dreihundert oder fünfhundert Jahre. Sie werden mit Dingen und Begriffen zu tun haben, die Ihr Begriffsvermögen sprengen. Sie sehen einen zwölfjährigen Jungen vor sich – machen Sie sich bitte von diesem Eindruck frei! Sarash ist so alt wie die Welt, nämlich einige Millionen Jahre…«

Um die Lippen einiger Anwesenden spielte ein amüsiertes Lächeln. Einige Männer nickten sich zu, andere begannen in diesem Moment daran zu zweifeln, ob es überhaupt richtig gewesen war, hierher zu kommen und den Abend nicht auf eine andere Weise zu verbringen.

Richard Patrick, der durch seine Arbeit schon mit vielen, seltsam anmutenden Dingen und Phänomenen konfrontiert worden war, dachte nicht so.

Er lauschte der Stimme des Inders.

»… was als Sage und Legende in das Bewußtsein der Menschheit eingegangen ist, hat einen realen Hintergrund. In den meisten Fällen. Es gab in der Anfangszeit der Welt unheimliche Monster, Dämonen und Drachen, geistige Wesenheiten, deren Körper noch nicht ausgebildet waren, stellten das Gros derer dar, die diesen Monstern, Urtieren, Dämonen und Drachen vorausgingen. Aber hören Sie selbst…«

Jeder merkte, daß Shoam, der Inder, gewisse Schwierigkeiten hatte, seinen Gästen die Dinge richtig zu bezeichnen. Er selbst schien die Angelegenheit begriffen zu haben, aber sie in Worten faßbar für andere darzustellen, das fiel ihm sichtbar schwer.

»Sarash«, wandte er sich an den schlafenden Jungen, »kannst du mich hören?«

»Ja.«

»Sag mir, wo du geboren bist.«

»In Kalkutta…«

»Sag mir, wo du jetzt wohnst?«

»In New York, im Haus meines Adoptivvaters Shoam.«

»Was weißt du über deine richtigen Eltern?«

»Nichts.«

»Was geschah mit deiner Mutter?«

»Sie starb bei meiner Geburt.«

»Und was war mit deinem Vater?«

»Er hatte einen Unfall vor meiner Geburt.«

»Zu dieser Geburt, Sarash, gehen wir jetzt zurück. Was siehst du, was hörst du?«

»Alles ist sehr dunkel, sehr warm. Ich fühle mich wohl…«

Sarashs Stimme klang etwas leiser.

»Wir gehen in die Zeit vor deiner Geburt zurück… Schildere uns deinen jetzigen Zustand.«

»Dunkelheit, Stille, Frieden… ich schwebe im Nichts…«

»Wie lange hast du dieses Gefühl schon?«

»Ich weiß es nicht. Es gibt dafür keinen Begriff, der es bezeichnen könnte. Es ist ein Zustand, in dem Zeit und Raum keine Bedeutung haben.«

»Aber zu diesem Zeitpunkt weißt du, daß es dich schon mal gegeben hat?«

Für Richard Patrick war ein solches Frage- und Antwortspiel nichts Neues. Schon mehr als einmal hatte er an Sitzungen teilgenommen, bei denen Versuchspersonen in die Zeit vor ihrer Geburt zurückversetzt wurden.

Shoam bemühte sich, die einzelnen Stationen in die Zeit der Vergangenheit schnell zu überbrücken. Sarash war auf dieses Vorgehen eingespielt.

Es klappte alles reibungslos.

»Es hat mich schon mal gegeben, ja«, lautete die Antwort des Jungen.

»In welcher Gestalt, mit welchem Namen?«

»Ich habe – keine richtige Gestalt. Ich existiere. Das weiß ich… einen Namen habe ich nicht. Mein Leben – ist Gefühl.«

»Und was fühlst du?«

Shoam sprach den Jungen nicht mehr mit seinem Namen ›Sarash‹ an.

»Sehnsucht – und Leidenschaft. Nach Freiheit, nach einem Körper…«

»Hast du denn keinen?«

»Nein.«

»Erklär’ es uns genauer…«

Ein ›Verhör‹ wie dieses in Tiefenhypnose hatte selbst der verwöhnte Verleger noch nie erlebt.

»Bevor der Körper werden kann, geht dem eine Leiblichkeit in feinerer Substanz voraus. Ich weiß alles über mich, bin ein rein geistiges Wesen, bin beseelt, atme und bestehe aus Luft. Ich bin mit

Wasser und Luft angefüllt und habe den Geist. Aber die Zeit, daß der Körper voll vorhanden ist, ist noch nicht gekommen…«

Sarashs Stimme klang leise und war schleppend. Sein Gesicht wirkte weiß, fast durchscheinend, und man merkte ihm an, daß ihn das ›Verhör‹ anstrengte. Man sah auch Shoam an, daß er diese ›Vorstellung‹ so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte.

»Du bist also Luft – und Wasser?« warf der Inder dem hypnotisierten Jungen die Frage hin.

»Ja – und nein. Ich bin ein Teil des Wassers und der Luft, habe eine Seele und den Geist, bin von Luft und Wasser kaum zu unterscheiden…«

»Du hast also – keine Haut?«

»Nein…«

»Kein Skelett?«

»Nein…«

Wenn niemand sprach, war es in dem halbdunklen Zimmer so still, daß man die berühmte Stecknadel fallen hören konnte.

»Wie kannst du deine Umwelt wahrnehmen?«

»Ich fühle sie…«

»Was fühlst du?«

»Das Feuer… die Bewegung… alles ist in Bewegung, alles im Werden… die Erde ist noch nicht fest. Die Glutseen, die alles bedecken, kühlen nur langsam ab. Eine hauchdünne Haut liegt über ihnen… die Erde lebt…, der Geist ist wach. Viele Geister schweben mit dem Wasserdampf durch die Lüfte. Dies ist ihre Beweglichkeit… alles bewegt sich… ich habe eine Ahnung…«

»Welche?« hakte Shoam sofort ein. Man gewann bei diesem Gespräch nicht den Eindruck, daß es schon x-mal stattgefunden habe. Und doch mußte es so sein.

»Es wird die Zeit kommen, da das rein geistige Dasein zu Ende sein wird… nicht mehr der Kern meines Wesens allein wird existieren, sondern die Wärme des Blutes und die Leidenschaft werden einen Leib haben, Substanz sein. Erst der Geist, dann die flüssigen Substanzen, die weich und geschmeidig werden, die nicht mehr über der halbflüssigen Erde schweben, sondern sich auf ihr bewegen… diese Welt ist entstanden, aus Geist, ist zu Materie geworden, und so ist es mit dem Geist, der den Menschen, die Urtiere und Urpflanzen formen wird…«

Sarash beschrieb eine unfaßbare, ungeheuerliche Welt.

Es schien, als wäre er wirklich beim Geburtsvorgang der Erde, der Jahrmillionen währte, von Anfang an dabei gewesen.

Da war ein glutender Gasball, entstanden aus dem Geist. Der Ball wurde glutflüssig, blasige Lava bedeckte die Erde, die von Urnebein und Wasserdampf umhüllt war. Die ersten Kontinente formten sich.

Und der allererste war – Lemuria, der Urkontinent, die Wiege des Menschen?!

Wie Sarash es beschrieb, überzeugte es, wurden die Zweifel, die in dem einen und anderen sich regten, im Keim erstickt.

Geister existierten, hatten eine Ahnung von dieser Existenz und waren zu diesem frühen Zeitpunkt reiner Wille. Aus Luft und Wasser entstanden dann erste Wesen, die sich von diesen Elementen kaum unterschieden. Dann ein weiterer Entwicklungsschub, Jahrmillionen später… Organismen oder Knochen bildeten sich, weiches Plasma, hauchdünn wie Schleier… Urmenschen, Urtieren, Urpflanzen… Lemuria war Paradies und Hölle. Hier in der Welt der eruptiven Vulkane wurden erste eruptive Gedanken und Sünden begangen, und das leidenschaftliche Temperament nach Freiheit, Beweglichkeit und Besitzergreifung wurde wach, fand in der werdenden Körperlichkeit seinen Niederschlag.

Die lemurische Zeit brachte das Leben hervor, und noch ehe der sagenhafte Urkontinent in einer allgewaltigen Feuer-Katastrophe unterging, hatten die, die dort geboren worden waren, ihren Weg über Landbrücken zu anderen Kontinenten – Atlantis und Hyperborea – schon längst begonnen.

Träume, Visionen der ›Geister‹ hatten sich in Gestalten manifestiert, die zu einem Zeitpunkt auf Lemuria zu Hause waren, als der Kontinent noch bestand.

Sarash schilderte dies alles mit schwacher, leiser Stimme, und manchmal zitterten seine durchscheinenden Lider, als wolle er sie jeden Augenblick öffnen – um einen Blick auf die Gesichter jener zu werfen, die ihm andächtig wie einem Propheten zuhörten.

Was Richard Patrick und die anderen Anwesenden erfuhren, war so neu, so gewaltig, daß sie anfingen daran zu zweifeln, überhaupt hier anwesend zu sein.

Das konnte nur ein Traum sein!

Die ganzen Umstände, die zu der Versammlung geführt hatten, waren schon merkwürdig, und das, was sie an diesem Ort vernahmen, war es erst recht…

Shoams Worte gingen in Erfüllung.

Das hier entworfene Weltbild paßte nicht mehr in das, welches ihnen in ihrer Schulzeit beigebracht und als allein richtig hingestellt worden war.

Was immer da aus dem Mund eines Zwölfjährigen kam, es hatte die Explosionskraft einer Bombe.

Richard Patrick sah jene fremde Welt der Vergangenheit vor sich wie auf einer Leinwand. Die Darstellung durch Sarash war so farbig, daß man meinte, selbst Zeuge jener Ereignisse und Dinge zu werden…

Die Zeitspanne, über die Sarash berichtete, umfaßte mehrere

Millionen Jahre. Dies bedeutete die Lebensdauer jener ›Geister‹, die aus Luft und Wasser entstanden waren, beseelt wurden und anfingen zu atmen… Das Gute und das Böse wurde wach, Schreckliches und Schönes nahm Gestalt an… die Urtypen, der noch heute auf der Erde lebenden Pflanzen und Tiere entstanden. Viele Menschenformen entwickelten sich.

Urgeschöpfe, die dem heutigen Menschen schon ähnlicher sahen als jene Steinzeittypen aus späteren Jahren.

Die Darwinsche Lehre, daß der Mensch vom Affen abstamme, wurde von einem Zwölfjährigen ab absurdum geführt.

Nein – alles entstammte einem Lebensprinzip, und die Ursache lag in - Lemuria.

Doch das war noch nicht alles.

All das Bizarre und Magische, von dem Sarash berichtete, gipfelte in der Erkenntnis, daß alles Wissen aus der Jahrmillionen fernen Vergangenheit sich in ihm gesammelt hatte, daß er Kriege und Katastrophen gesehen und erlebt hatte, und daß der Urkontinent selbst unterging, nachdem alles von dort aus in Bewegung gesetzt worden war.

Das Leben, die Entwicklung, das Gute und Böse im Menschen…

Geheimnisvolle Gestalten aus der Sagenwelt – Zwerge, Riesen, Vogelmenschen, böse Zauberer, Dämonen, Monster, Heroen und Götter – in Sarashs Erzählung wurden sie lebendig.

War es die blühende Phantasie eines Halbwüchsigen? Ging sie mit ihm durch?

Wurde ihnen hier ein Schauspiel vorgeführt, das an Lächerlichkeit nicht zu überbieten war – und das durch den indischen Guru mit einem Hokuspokus in Szene gesetzt wurde?

Aber was hätte dann das Ganze für einen Sinn?

Sarash, der ans Ende seiner umfangreichen Darstellung aus den Anfangstagen der Erde gekommen war, konnte ihnen auch das erklären.

Und da schloß sich der Kreis wieder.

»…was in der fernsten und fernen Vergangenheit an Ursächlichem vorhanden war, wird sich wiederfinden und seine Wirkung auch in der Zukunft zeigen«, sagte Sarash. »Es gab Katastrophen, ausgelöst durch bösen Willen, Kriege, ausgelöst durch das Böse, durch Magier und Teufel. Die dort wurden, waren zerstritten – und sie haben diese Saat mitgenommen auf die Kontinente, die später entstanden, später das Leben aus Lemuria trugen. Atlantis, Hyperborea, Mu, Xantilon… Völker entwickelten sich und vergingen wieder… ich habe viel von dem, was wieder werden wird, schon damals begriffen, in der Zeit, als der Mensch noch keinen Körper hatte. Ich wußte, noch ehe ich sie gesehen hatte, von der Stadt der tausend Flammen, wußte von den

Sternenburgen und der Unendlichkeit der Universen, die doch endlich sind, weil sie in sich selbst zurückkehren werden. Ich habe viele Feinde getötet, viele Widersacher und Konkurrenten aus dem Weg geschafft…«

Richard Patrick hielt den Atem an.

Dem Verleger kam es so vor, als wäre die Stimme zuletzt härter, rauher geworden. Sie klang nicht mehr so sanft und silberhell wie die eines Zwölfjährigen.

Etwas Bösartiges, Kaltes haftete ihr an…

»Ich bin ein Magier, und die Stunde des Vontox' ist nahe…«

Die letzten Worte zischten förmlich aus seinem Mund. Sie klangen wie das Fauchen und Knurren eines wilden Tieres.

Deutlich war zu sehen, wie sich auf den Gesichtern einiger Anwesenden Ratlosigkeit und Erschrecken spiegelten.

Auch das Antlitz des Jungen veränderte sich.

Ein bösartiger Zug bildete sich um seine Lippen, die Nase kräuselte sich, und die Haut wurde wie Marmor.

»Du kehrst zurück«, sagte Shoam schnell, als er sah, was sich da ankündigte.

Ein Zittern lief durch den zarten Körper, die Hände ballten sich zu Fäusten.

»Du verläßt Lemuria, du gehörst nicht mehr dorthin. Dein Leben dort ist längst erloschen. Du kehrst zurück – durch das Reich zwischen deinen beiden Existenzen. Du kommst hier an. Du bist Sarash, der Junge, niemand sonst.«

Die Spannung fiel von dem Knaben ab wie eine zweite Haut.

Er wirkte wieder völlig normal und schien zu schlafen.

Shoam tupfte sich mit einem blitzsauberen Taschentuch die schweißnasse Stirn ab. »Das war diesmal mehr – als ich zu erwarten hoffte…« murmelt er und wirkte einen Moment ratlos. »Es ist etwas hinzugekommen. Die Drohung war bisher stets allgemein gehalten. Doch diesmal ist seine Erinnerung offensichtlich weiter gediehen. Die Drohung – kam direkt durch ihn. Und er hat sich mit Namen genannt. Vontox… Er war Vontox, der Magier, der im fernen, barbarischen Lemuria schwere Kämpfe für das Böse ausfocht. Lemuria ging unter, wie sie alle wissen. Neu dürfte Ihnen sein, daß durch Sarash – durch Vontox, genaugenommen – ein präziser Hinweis über die Lage des Urkontinents erfolgt ist. Ich hätte den Jungen in der Hypnose noch danach gefragt, mußte das Experiment jedoch leider vorzeitig abbrechen, wie Sie bemerkt haben. Es ist ein Erregungszustand eingetreten, der mir zu denken gegeben hat. Ich möchte Ihnen noch etwas zeigen… bitte, schauen Sie her…«

Er ließ den Jungen noch schlafen und wandte sich den Landkarten an der Wand zu.

Die Karte zeigte die verfremdeten Kontinente, die Richard Patrick und den anderen beim Eintritt schon aufgefallen waren.

Afrika hatte eine andere Form und war durch lemurische Teile über Madagaskar mit Südamerika verbunden.

»Diese Landmasse ist heute vom Angesicht der Erde verschwunden«, erklärte Shoam. »Das Meer hat sie verschlungen. Vor dem indischen Kontinent kann man diesen Kontinent auf dem Meeresboden finden… sagt Sarash. Und seine Drohung, daß von Lemuria – und von ihm – wieder Gefahren ausgehen werden, dürfen nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Es ist heute kaum mehr daran zu zweifeln, daß Menschen, die einst auf Atlantis wohnten, wieder mitten unter uns weilen, und Erinnerung an ihr damaliges Dasein haben. Ebenso wenig zweifelhaft ist dies im Zusammenhang mit Lemuria. Nur – ist es hier gefährlicher, denn die dämonischen Geister, die von Visionen und durch Visionen und Leidenschaften lebten, ehe sie eine Körperlichkeit erfuhren, sind ebenfalls wieder mitten unter uns. Sarash ist gewiß keine Ausnahme. Nur – die einzige, die wir Heutigen vielleicht kennen. Sarash ist ein Phänomen. Diese Bücher dort…« und mit diesen Worten deutete er auf die wissenschaftlichen Werke, »hat er alle gelesen – und verstanden. Es scheint, als wirkten viele Leben in ihm fort, als wäre alles, was Menschen jemals entdeckten und erforschten in ihm in einer latenten Form vorhanden. Wer soviel weiß, wird es eines Tages anwenden. Ob zum Guten oder Schlechten – bleibt dahingestellt. Ich neige zu der Ansicht, daß es zum Schlechten erfolgen wird. Sie haben gesehen, wie er als Vontox reagiert. Ich weiß nicht, welche Kräfte freiwerden, wenn er sich ihrer erinnert. Vergessen Sie sein Aussehen, vergessen Sie, daß er ›nur‹ ein zwölfjähriger Junge ist! Es fällt schwer, ich weiß… Ich habe selbst dagegen anzukämpfen. In Wirklichkeit liegt nur wenige Schritte von uns entfernt in Gestalt eines Jungen eine tödliche Gefahr, verbirgt sich in diesem Körper ein bestialischer Geist, der die uns bekannte Welt in den Abgrund reißen kann…«

*

Die zehnte Botschaft seines toten Freundes war die kürzeste, die er bisher in Händen hielt.

»Wenn du diese Zeilen liest, hast du bereits Beachtliches geleistet. Die Aufgaben, um den einen für sich möglichen Weg freizulegen, sind schwer. Mit der Mission, die jetzt vor dir liegt, wird sie noch schwerer.«

Mit diesen einleitenden Worten begann die Botschaft.

»Ich gehe davon aus, daß du durch den König der Drachentöter einen Hinweis erhalten hast, der das, was ich dir sagen kann, ergänzen

wird.

Es geht um Lemuria.

Auf jenem Urkontinent begann alles Leben, wie du es heute kennst. Lemuria ist längst versunken – zu einem Zeitpunkt, als Xantilon noch glutflüssige Lava war.

Ich muß dir eine Eröffnung machen.

Dort, wo Lemuria jetzt liegt, wirst du hingehen müssen. Von der Sekunde an, da du dich für diesen Weg entschieden hast, wird es außergewöhnliche Probleme für dich geben.

Ich kenne nämlich den Weg nach Lemuria nicht. Aber der Magier kennt ihn, der blaue Guuf-Schädel, den du vor geraumer Zeit erbeuten konntest. Du siehst, daß alles ineinandergreift wie ein Rädchen ins andere.

Jetzt gewinnt ein Beutestück für dich Wichtigkeit, das bisher nur toter Ballast zu sein scheint.

Der Ort, an dem du ankommen wirst, ist ein strategisch wichtiger Punkt, an dem sich noch heute Dämonen treffen. Sei auf der Hut, nimm' dir Helfer mit für den Fall, daß du den Weg zu jenem Fixpunkt, den ich dir noch genau beschreibe, freikämpfen mußt. Setz' alle Mittel ein, über die du verfügst. Nur so kannst du dir eventuell die Übermacht der Feinde vom Hals halten.

Wieder wirst du den Geist-Spiegel des Hestus benutzen. Er wird dich an den Versammlungsort, eine Art Pandämonium, bringen. Gelingt es die dann, die dort befindlichen Hindernisse zu umgehen, wirst du auf direktem Weg durch den Tunnel der Verzweifelten gelangen. Dort findest du einen Altar. Eine Fläche darauf entspricht genau in Form und Größe jenem blauen Guuf-Schädel, der sich in deinem Besitz befindet. Der Kopf des Guuf-Magiers wurde dort vor unvorstellbar langer Zeit entwendet. Kehrt er an den Ort seiner Herkunft zurück, wird er dir jede Frage beantworten, die du ihm stellst. Frag' ihn vor allen Dingen nach dem – Grab in Lemuria! Dieses Grab existiert! Es stammt noch aus der Zeit, als ich noch nicht geboren war. Rha-Ta-N'my besitzt Kenntnisse darüber. Es war mir während meiner Zeit als Molochos jedoch nie möglich, selbst genügend darüber in Erfahrung zu bringen. Das Grab gehört zu einem der großen Geheimnisse in der Welt der Finsternis, die nur Eingeweihte kennen. Der Guuf-Magier war ein solcher Eingeweihter noch vor meiner Zeit. Nutz' seine Kenntnisse, die älter als hunderttausend Jahre sind.

Noch ein letzter Hinweis, den ich dir zu geben vermag: du wirst dich bei der Lektüre dieses Textes sicher verzweifelt fragen, wie es dir möglich sein wird, dich auf einem versunkenen Kontinent, der auf dem Meeresboden liegt, zu bewegen?

Lemuria ging zwar in dieser Welt unter, befindet sich dort aber schon lange nicht mehr. Was es damit auf sich hat, wirst du zu

gegebener Zeit durch den blauen Totenschädel erfahren…«

Abschließend wünschte Ak Nafuur ihm Glück, und Björn fand noch eine Zeichnung. Sie war oval wie der Panzer einer Schildkröte und in mehrere Felder eingeteilt. Strahlenförmig liefen von den Ecken her Streifen in der Mitte des Ovals zusammen, so daß dort ein dichter Punkt entstand.

Björn wußte, daß er sich diesmal auf dieses Symbol würde konzentrieren müssen, um durch den Geist-Spiegel des Hestus nicht aufs Geratewohl irgendwohin katapultiert zu werden, sondern an jene bewußte Stelle…

Die letzten neun Abenteuer waren eine wahre Teamarbeit gewesen. So waren die auf der Insel lebenden Freunde rasch über die letzte Botschaft informiert, und es begannen auch sofortige Vorbereitungen zum Aufbruch in den zehnten Weg des Grauens.

Nach Darlegung aller Probleme kamen sie zu dem Schluß, daß es besser war, diese Aufgabe etappenweise anzupacken.

Die erste Etappe war zweifellos die Ankunft am Dämonenstützpunkt. Da konnte das Unternehmen schon scheitern, wenn sie nicht schnell genug die Widersacher niederwarfen oder zurückschlugen.

Ein Überraschungsangriff war unerläßlich.

Wie viele Dämonen sich zur Zeit an jenem von Ak Nafuur beschriebenen Ort aufhielten, wußte Björn nicht. Auch Ak Nafuur schien darüber keine hieb- und stichfesten Informationen erlangt zu haben.

Also mußten sie es herausfinden.

Einer von ihnen sollte die Vorhut bilden und sich einen ersten Eindruck über den geheimen Treffpunkt verschaffen.

Björn wollte das übernehmen.

Die anderen protestierten. Nicht er sollte immer derjenige sein, der sich kopfüber in Gefahr stürzte, war Ranis Ansicht. Sie sollten das Los entscheiden lassen.

Diesem Schiedsspruch unterwarfen sich alle, nachdem sie sich mit dem notwendigen Gerät für einen offenbar unvermeidlichen Zusammenstoß mit Dämonen und Spukgestalten ausgerüstet hatten.

Zu fünft wollten sie den Vorstoß unternehmen, wenn die geeignete Ausgangsposition gefunden war.

Jeder war mit Schwert und Dolch bewaffnet. Dazu kamen die Abwehrmittel, um jenen zu Leib zu rücken, die sich als besonders widerstandsfähig erweisen sollten.

Björn verfügte über das ›Schwert des Toten Gottes‹. Eine hochwirksame Waffe im Kampf gegen alles Dämonengeborene.

Nicht minder wirksam war die Dämonenmaske.

Rani Mahay wurde damit ausgestattet.

Arson steckte den Trank der Siaris zu sich. In der kleinen verkorkten Flasche befand sich eine Flüssigkeit, die Björn Hellmark unter besonderen Umständen einst zum Geschenk gemacht worden war und sich als äußerst wirksam im Kampf gegen alles Dämonische und Magische erwiesen hatte.

Carminia erhielt außer den gebräuchlichen Waffen Velenas Armreif, der Unsichtbarkeit verlieh, wenn man sich seiner bediente.

Danielle de Barteaulieé wollte kein zusätzliches Abwehrmittel annehmen. Sie fühlte sich durch ihre Hexenkräfte ausreichend geschützt. Hellmark waren diese nicht sicher genug.

»Nimm du die Manja-Augen an dich«, bat er. »Sie sind dort, wo wir uns hinbegeben, vielleicht mehr wert als die Kräfte, die sich möglicherweise durch die gleichen Kräfte aufheben lassen.«

»Soll ich sie alle vier nehmen?« erkundigte sich Danielle.

»Ja. Wer weiß, vielleicht sind wir dringend auf eine verstärkte Abwehrkraft angewiesen.«

Hellmark nahm die einzelnen Objekte aus der samtausgeschlagenen Schatulle. Insgesamt viermal griff er hinein, und Danielle verstaute die versteinerten, faustgroßen Gebilde in einem Tuchsack, den sie seitlich am Gürtel befestigte. Die Französin trug hauteng anliegende Hosen, ebenso Carminia. In dieser Kleidung konnte sie sich im Kampf am besten bewähren.

Nachdem sie alle den Umständen entsprechend ausgestattet waren, verließen sie die Geister-Höhle und begaben sich zu dem kleinen Palmhain, in dessen Mitte der Geist-Spiegel des Hestus lag.

Die mattsilbern schimmernde Fläche erinnerte an einen See. Bei genauerem Hinsehen erst sah man, daß die Fläche sich unter dem wannen, sanften Windhauch nicht bewegte und starr war. Außerdem bildete sie zur Mitte hin eine Mulde, so daß es aussah, als wäre der ›Teich‹ an dieser Stelle eingesackt.

Rings um den Spiegel wuchsen Blumen einer besonderen Art und in starkleuchtenden, außergewöhnlichen Farben. Die Blumen und der Geist-Spiegel gehörten zusammen, eines funktionierte nicht ohne das andere.

Diese speziellen Gebilde, wie Blumen geformt und aus der Erde wachsend, sicherten Ankunft und Rückkehr bei Benutzung des Geist-Spiegels.

Arson übernahm seinen Part.

Die von Ak Nafuur hinterlassene Skizze hatte er sich eingeprägt.

Wie in Wasser – so tauchte er in die Spiegelfläche ein. Doch unter besonderen Vorzeichen. Noch ehe er die Oberfläche berührte, war er nur noch ein Nebelgebilde, das von einem gewaltigen Sog in eines der mikroskopisch kleinen Segmente gezogen wurde.

Arson verschwand vor ihren Augen, als hätte es ihn nie gegeben.

Und die anderen warteten ab…

*

Arson kam auf der anderen Seite an.

Wie ein Geist – so materialisierte sein silberner Körper aus der Luft.

Der Mann mit der Silberhaut war sofort auf Abwehr einer Gefahr oder auf Rückkehr eingestellt.

Keines von beiden war notwendig.

So bot sich ihm die Gelegenheit, die Umgebung zu erkunden.

Die Landschaft, in der er angekommen war, wirkte trist.

Dies wurde noch unterstrichen durch die schummrige Atmosphäre. Es herrschte gespenstisches Halblicht, von dem man nicht wußte, woher es kam.

Nicht nur die Umgebung war ihm fremd, er wußte auch nicht, wo dieser Ort lag.

Nach Björns Hinweisen war es auf keinen Fall einer, der sich in einer anderen Dimensionen befand. Über den Geist-Spiegel waren in erster Linie jene Treffpunkte zu erreichen, die auf der Erde lagen. Es gab nur eine einzige Ausnahme: die Welt Xanoeen, die man auch die Welt der Drachentöter nannte…

Es gab keinen Himmel.

Dies ließ den Schluß zu, daß Arson in einem geschlossenen Raum angekommen war. Eine Höhle? Ein – unterirdischer Dom?

Die Ausdehnung der Fläche war beachtlich.

Er sah Säulen und Stützpfeiler, die wie eigenständige Kolossalgebäude emporragten.

Die Decke war nicht zu erkennen und schien eine ferne, dunkle Fläche .

Was ihm noch sofort auffiel, war die Luft.

Auf der unsichtbaren Insel Marlos war es immer warm und sonnig. Dort herrschte ewiger Frühling. Hier aber war es heiß und stickig. Arson fiel das Atmen schwer.

Der Mann mit der Silberhaut kehrte nicht sofort nach Marlos zurück. Drei Minuten waren vereinbart. In diesen drei Minuten sollte er sich einen ersten Eindruck verschaffen. Würde er zum angegebenen Zeitpunkt nicht zurückkehren, war dies ein Zeichen dafür, daß etwas Unvorhergesehenes passiert war.

Doch es ereignete sich nichts Ungewöhnliches.

In der gigantischen Halle, die einem Titan als Behausung gerade recht gewesen wäre, blieb alles still.

Daß dies aber nicht immer der Fall war, bewiesen die Opferstellen, auf die er unerwartet stieß.

Es handelte sich um flache Steinschalen, die in den Boden eingelassen waren. Sie durchmaßen drei bis vier Meter, und Aschereste – zum Teil noch warm – deuteten darauf hin, daß an diesem Ort erst kürzlich eine Zusammenkunft stattgefunden hatte.

In der Dämmerung entdeckte er nun in den Säulen unheimliche Fratzengeschöpfe. Die Gestalten waren reliefartig herausgearbeitet. Sie waren mindestens sechs bis acht Meter hoch und standen mit angewinkelten Beinen, die einen Hohlraum flankierten, der in eine unbekannte, schwärzliche Tiefe führte.

War das der ›Tunnel der Verzweifelten‹, von dem Björn gesprochen hatte?

Arson hatte noch Zeit.

Er näherte sich dieser auffälligen Säule und lauschte in den langen Hohlraum. Er hörte ein fernes, leises Rauschen. Als würde ein Windhauch durch einen endlosen Korridor blasen…

Ein Ausgang? Was für eine Bedeutung hatte er? Wohin führte er?

Vielleicht mündete er in einen Dschungel oder mitten in einem Gebirge, denn falls sich noch heute auf der Erde der Gegenwart Dämonen trafen, dann geschah dies sicher nicht in aller Öffentlichkeit, sondern an einer besonders abgelegenen Stelle.

Arson focht es an, auf eigene Faust Untersuchungen anzustellen. Doch da gab es eine Vereinbarung. Und an die hielt er sich. Er wollte die auf ihn wartenden Freunde nicht unnötig beunruhigen.

Er lief auf Zehenspitzen zu dem Punkt zurück, an dem er angelangt war.

Er berührte die Blumen, und sein Körper schien von der Dunkelheit, die in diesem Teil der domartigen Höhle intensiver war, aufgesaugt zu werden.

Arson kehrte nach Marlos zurück.

Die Freunde wurden Zeuge seiner Ankunft.

Aus einem der winzigen Segmente drehte sich ein dünner Nebelschleier, wurde lang, war weniger durchsichtig und schoß in die Höhe wie Dampf aus einem schmalen Rohr.

Es sah aus, als würde ein Film rückwärts ablaufen.

Der Nebelstrang wuchs, nahm an Volumen an, stieg bogenförmig aus dem Geist-Spiegel empor und wurde im nächsten Moment zu Arson.

Fragende Blicke hefteten sich auf ihn.

»Alles in bester Ordnung«, berichtete er. »Der Versammlungsort ist wie ausgestorben. Ich glaube, wir haben einen günstigen Zeitpunkt erwischt…«

»Dann sollten wir ihn so schnell wie möglich ausnutzen«, fügte Björn Hellmark hinzu.

Einer nach dem anderen sprang in die silbernschimmernde Fläche

und verschwand.

Sie fanden alles so vor, wie Arson berichtet hatte.

Bis auf eins: es gab Stimmen.

Zwei Personen unterhielten sich irgendwo in der unbekannten Tiefe der riesigen, nicht zu lokalisierenden Halle.

Es war ein leises Raunen, kaum zu verstehen.

Wortlos blickten sich die Marlos-Bewohner an.

»Der Sache gehen wir auf den Grund«, sagte Björn Hellmark so leise, daß gerade die Umstehenden ihn verstehen konnten.

Äußerste Vorsicht war geboten.

Ak Nafuur, der die Strategie und den Aufbau der Reiche der Finsternis am besten von ihnen kannte, hatte vor einem Dämonenangriff gewarnt.

»Vielleicht ist das eine Falle«, murmelte Carminia, und instinktiv sprach sie das aus, was die anderen dachten.

»Wir werden es sehr schnell wissen…« Björn Hellmark bat darum, daß Arson und Danielle de Barteaulieé am Ankunftsort die Wache übernehmen und die Augen offen halten sollten, während er gemeinsam mit Carminia und Rani in die Dunkelheit schlich, um der Ursache der beiden Stimmen auf den Grund zu gehen…

*

Sie blieben dicht beisammen.

Je weiter sie in die Halbdämmerung vordrangen, desto mehr bekamen sie vom wahren Umfang jenes fragwürdigen Ortes mit.

Mitten in den Berg schien eine fenster- und türlose Kathedrale gebaut worden zu sein. Es gab zahllose düstere Ecken und Winkel, in die man einfach untertauchen konnte.

Noch immer lagen die wispernden Stimmen in der Luft.

Aber obwohl Björn und seine Begleiter schon einen langen Weg hinter sich gebracht hatten, konnten sie niemand entdecken.

»Es muß an der Akustik dieser Halle liegen.« Ranis Stimme klang wie ein Hauch. In der riesenhaften Felsen-Kathedrale wagte kaum einer, ein lautes Wort zu sprechen.

»Ich könnte schwören, daß es von links kam«, entgegnete Björn. »Und genau in dieser Richtung sind wir gegangen…« Er drehte sich im Kreis herum.

An seinem breiten Gürtel hing ein Lederbeutel, der dick und rund ausgefüllt war. In ihm befand sich der blaue Totenschädel des Guuf-Magiers.

»Ich würde eher sagen, es kommt von da vorn…« Carminia Brado deutete in die vermutete Richtung.

»Es kommt auch von daher«, mußte Björn ihr recht geben. Ihm war

das alles nicht geheuer. »Sieht geradeso aus, als versuche jemand oder etwas uns auseinander zu locken. Das Geflüster von drei Seiten – und wir sind drei! Wenn also jeder in einer anderen Richtung davonginge…«

Sein Mißtrauen war berechtigt.

Seine Erkenntnis und die Ereignisse fielen zusammen.

Etwas griff nach ihm und riß ihn blitzartig herum!

*

Hellmark war Kampf gewöhnt, und er reagierte mit der notwendigen Schärfe.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹, das er umfaßt hielt, zuckte ruckartig herum, noch ehe er dem Gegner ins Auge schauen konnte.

Das war kein Mensch.

Ein riesiges, monsterhaftes Geschöpf stand vor ihm. Es überragte ihn um mindestens drei Köpfe, war breit und massig, hatte Beine wie ein Elefant und einen plumpen Körper. Die Augen waren groß und rund und traten aus den Höhlen hervor, so daß es aussah, als würden gallertartige Kugeln an dicken Strängen hängen, die teleskopartig aus- und einfahrbar waren.

Der Griff der klauenartigen Hände erfolgte mit solcher Kraft, daß Hellmark in die Knie ging.

Der widerliche Geruch, der von dem Ungetüm ausging, war so scharf, daß es ihm den Atem raubte.

Ein spitzer Schrei hinter ihm und das Keuchen aus Mahays Mund zeigten ihm an, daß auch Carminia und Rani in Bedrängnis geraten waren.

Ringsum wimmelte es von Monstern, die die Phantasie eines Maskenbildners bei weitem übertrafen. Soviel Widerwärtiges, Abstoßendes, Angsterzeugendes hatte auch Hellmark noch nie auf einem Fleck gesehen.

Es waren Hunderte!

Wie eine Invasion quollen sie aus der Dunkelheit hervor.

Sie kamen aus den riesigen Säulen und Stützpfeilern, in denen sie sich versteckt gehalten hatten!

Ein Hinterhalt!

Die Monster schienen den Zeitpunkt seiner Ankunft genau gekannt zu haben.

Rha-Ta-N'my und ihre Spione hatten prächtige Vorarbeit geleistet.

Doch er war nicht bereit, kampflos sein Leben und seine Seele den Schergen der Finsternis zu überlassen.

Innerhalb von ein, zwei Sekunden registrierte er die sie umgebende Gefahr, gingen ihm tausend Gedanken gleichzeitig durch den Kopf –

und handelte er.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ brauchte er nicht mal mit besonderer Kraftanstrengung nach vorn zu stoßen. Als die Spitze den glitschigen Leib des Monsters berührte, geschah es.

Es bäumte sich auf, brüllte wie von Sinnen und ließ Hellmark los, als würden tausend Feuer durch seinen Körper rasen.

Vielleicht geschah dies auch wirklich.

Nur dämonisches Leben, das das absolut Böse verkörperte, war durch das magische Schwert Hellmarks auszulöschen. Jedes andere Leben wurde nur kampfunfähig gemacht, niemals getötet. Selbst einer, der sich den Dämonen verschrieben hatte, kam durch Hellmarks Schwert nicht um. Ein solcher Mensch hatte immer noch die Chance, begangene Fehler gutzumachen und zurückzukehren.

Das Ungetüm torkelte und riß mit seinem massigen Körper einen anderen Dämon mit.

Sie stürzten beide.

Doch nur einer löste sich auf.

Es sah aus, als hätte man eine tödliche Säure über ihn verspritzt.

Tiefe Löcher entstanden in seinem Körper. Schwefelgelbe Wolken quollen aus den Öffnungen hervor, dann brach die schmierige, lederartige Körperhülle in sich zusammen. Der Dämon verwandelte sich in eine große Wolke, die zäh davonzog.

Dies alles war das Werk weniger Sekunden.

Er hatte sich einen Gegner vom Leib geschafft, aber an seiner Stelle tauchten zwei, drei, vier neue auf.

Die Halle ringsum lebte.

Mit einem Blick zurück erkannte Hellmark heißen Herzens Carminias und Ranis Bedrängnis.

Der Inder war in diesen Sekunden noch besser dran als die Brasilianerin. Er trug die Dämonenmaske, und so wirkte er zwischen den hochgewachsenen, widerlichen Monstern wie ein Fanal. Der fahle Totenkopf auf seinen Schultern schreckte Hellmark nicht. In die Reihen der Dämonen aber brachte er Verwirrung und Tod.

Die unheimlichen Gegner wichen dennoch nicht zurück!

Die Breschen, die Hellmark schlug, wurden von Nachdrängenden sofort wieder geschlossen.

Macabros!

Dieser Übermacht waren sie nicht gewachsen.

Mahay und Carminia verteidigten sich todesmutig.

Die Brasilianerin war eingekreist, Rani versucht ihr zu Hilfe zu kommen.

Carminia Brado war außerstande, Velenas Armreif zu drehen. Ihr linker Arm wurde von einem der Monster festgehalten, mit der anderen Hand bediente sie das Schwert, kämpfte verzweifelt und

kraftvoll.

Macabros!

Hellmark konzentrierte sich ein weiteres Mal auf seine Fähigkeit der Körperverdoppelung.

Macabros – aber entstand nicht!

Was war los?

Schweiß perlte auf der Stirn des Mannes von Marlos.

Nach seiner Rückkehr von der Welt der Drachentöter war alles wieder in Ordnung gewesen. Auf Xanoeen war er in eine magische Falle geraten, die von dämonischen Kräften errichtet worden war.

Dies führte dazu, daß er auf der Welt der Drachentöter nicht mit seinem Zweitkörper Macabros hatte agieren können.

Die gleiche Erfahrung machte er an diesem Ort wieder. Auch hier war ein Treffpunkt der Dämonen, und er war, wie die Vorgänge bewiesen, äußerst aktiv.

Was war schuld daran, daß seine Fähigkeit, sich zu verdoppeln, abermals versagte?

Die dämonische Atmosphäre allein konnte es nicht sein. Offenbar spielten andere Faktoren mit.

Dies aber jetzt herauszufinden, war ihm unmöglich. Es ging um Leben und Tod.

Daß die Gegner nicht in wilder Panik davonflohen, war ein weiteres Merkmal, das er in dieser Form noch nicht erlebt hatte. Sie nahmen ihre Vernichtung hin, weil ihnen nur eins wichtig schien: ihn, den verhaßten Todfeind, schließlich doch zu fassen und zu töten.

Auch Björn war nun völlig umringt. Den einen oder anderen Gegner konnte er zurückwerfen und mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ vernichten.

Er mußte zu den Freunden!

Die Kleidung klebte auf seinem Körper. Seine Waffenhand fuhr wie ein Dreschflegel durch die Luft und fällte die Gegner.

Ein helles Klirren ließ ihn zusammenfahren.

Funken sprühten auf dem felsigen Boden. Carminias Schwert schlitterte darüber hinweg und blieb zwischen den Beinen der Ungetüme hängen.

Rani, der noch versuchte, der Brasilianerin zu Hilfe zu kommen, hatte alle Hände voll mit sich zu tun.

Björns Herz blieb fast stehen, als er sah, was da geschah.

Carminia wurde in die Höhe gerissen.

Von der fernen Decke der domartigen Halle ragten armdicke Taue herab. Sie waren klebrig und wanden sich wie Schlangen um den Leib und die Arme der Brasilianerin.

Carminia schrie.

Hellmark schlug mit aller Kraft um sich, durchbohrte

hintereinander mehrere Dämonen, die sich zu blasigen Wolken auftürmten und verwehten.

»Carminia!« rief er entsetzt, als er sah, daß sie seinen Blicken entschwand.

Mahay warf sich nach vorn. Er war nur zwei Schritte von der Stelle entfernt, wo Carminia sich noch eben befunden hatte.

Nun erwischte es auch Mahay. Auf eine andere Weise jedoch.

Mit wildem Brüllen stürzte sich ein dämonisches Monster auf den Inder.

Es hing an einer armdicken Liane, hielt sich nur mit einer Hand daran fest und griff mit der anderen nach Mahays Kopf.

Es faßte die Dämonenmaske und riß sie ihm vom Gesicht!

Das Kreischen des Dämons ging durch Mark und Bein.

Die direkte Berührung mit der Maske kostete ihm das Leben.

Sein Körper wurde zu einem aufgeblähten, schwefelgelben Etwas. Die Wolke schwang an der klebrigen Liane seitwärts, löste sich auf und löste sich ab wie mürbes Fleisch vom Haken. Weit von Hellmark und Mahay entfernt stürzte die ›Wolke‹ zu Boden, und auch die Maske, die kein anderer Dämon anfaßte, schwebte in die Tiefe.

Die Lage war mehr als prekär.

Hellmark und Mahay kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. In beiden ging in diesen Minuten dasselbe vor: Versuche, an die Stelle zurückzukommen, wo Arson und Danielle zurückgeblieben waren.

Was aus den dort wachenden Freunden geworden war, wußte niemand.

Vielleicht hatte man auch sie überfallen, gefangengenommen oder längst getötet. Vielleicht aber hatten sie auch rechtzeitig den Rückzug antreten und sich nach Marlos retten können…

Nach Carminias Verschwinden und dem Verlust der Dämonenmaske schienen die empfindlich dezimierten Dämonen erstaunlicherweise das weitere Interesse an den beiden anderen Eindringlingen verloren zu haben.

Hellmark und Mahay standen dicht nebeneinander, kämpften verbissen und wurden zurückgedrängt. Es war ihnen nicht möglich, sich in jener Richtung durchzuschlagen, in die sie gern davongegangen wären.

Sie gerieten in unmittelbare Nähe jenes Tunnels, der zwischen den gewaltigen Elefantenbeinen des Relief-Monsters begann.

Seite an Seite wichen sie in den dunklen Tunnel zurück. Als sie die Schwelle überschritten, folgte ihnen kein Gegner.

Außer Atem, leicht nach vorn gebeugt, standen die beiden Freunde in der Düsternis und starrten mit brennenden Augen in die gigantische Halle.

Die lebende Wand aus Dämonen zog sich langsam zurück. Die

düsteren Gestalten wurden eins mit dem Halbdunkel und tauchten ein in die riesigen, offenstehenden Säulen, die sich lautlos wie Schatten bewegten und sich schlossen.

Nach dem Schreien, Fauchen, Brüllen und dem Kampfgetümmel der letzten Minuten kehrte nun Ruhe ein, die fast unheimlich zu nennen war.

Björn Hellmark tat vorsichtig einen Schritt nach vorn und stand am Eingang des Tunnels.

»Sie sind verschwunden, Björn«, sagte der Freund und tauchte an Hellmarks Seite auf. »Sie scheinen den Weg in den Tunnel zu fürchten.«

»Das hätten wir eher wissen müssen«, murmelte Hellmark. Er wischte sich über die verschwitzte Stirn. »Es kann aber auch wieder eine Finte sein… so langsam scheinen sie dahinterzukommen, wie man uns das Leben besonders schwer machen kann.«

»Ich verstehe nicht, daß Arson von dem Hinterhalt nichts merkte. Sie müssen doch schon da gewesen sein…«

»Sie waren da. Aber sie haben sich nicht gezeigt. Sie wußten, daß Arson nur die Vorhut war. Also haben sie abgewartet.«

»Woher wußten sie es?«

»Durch Rha-Ta-N'my, sie ist die Schaltstelle. Inzwischen weiß man auch höchsten Orts, was wir im Schild führen. Daß es so kommen mußte, ließ sich an allen zehn Fingern abzählen. Unserem Tun konnte man nicht untätig zusehen. Anfangs hatten wir das Überraschungsmoment ganz auf unserer Seite. Das hat sich ins Gegenteil verkehrt. Nun sind die anderen am Zug. Schon in Xanoeen hat sich das angekündigt.«

Hellmark blickte aufmerksam nach allein Seiten.

Der Boden war nicht mit Leichen bedeckt. Es gab keine. Dämonen, die mit dem Anblick der Dämonenmaske konfrontiert wurden oder durch eine Berührung des ›Schwertes des Toten Gottes‹ – vergingen wie ein Lufthauch. Anders war es mit den Toten, die durch Carminias und Ranis Schwerthiebe niedergestreckt worden waren.

Die anderen Dämonen hatten die Leichen mitgenommen.

»Wir müssen Carminia finden.« Björn sprach unwillkürlich das aus, was auch sein Begleiter dachte. »Und wir müssen wissen, was mit Arson und Danielle passiert ist. Zuerst also zurück nach Marlos, wenn man uns läßt…«

Er befand sich offensichtlich im ›Tunnel der Verzweifelten‹, wie er von Ak Nafuur in dessen Botschaft genannt wurde.

Hier hinein sollte ursprünglich sein Weg führen. Irgendwo in diesem Tunnel gab es den Tempel mit dem Altar, auf dem es eine Einsparung für den blauen Totenschädel des Guuf gab.

Doch Björn Hellmark stand jetzt nicht der Sinn danach, den

zehnten Weg weiter fortzusetzen. Erst mußte er Gewißheit über das Schicksal der geliebten Frau und der Freunde haben.

Gemeinsam mit Rani verließ er den Tunnel und kehrte in die Halle zurück, in der der Kampf stattgefunden hatte.

Schnellen Schrittes eilten sie zu der Stelle, an der Arson und Danielle zurückgeblieben waren. Weit und breit keine Spur von den Freunden… Aber auch keine Spuren von Blut.

Das weckte Hoffnungen.

Während Björn in der unbekannten domartigen Halle zurückblieb, begab sich Rani Mahay an den Fixpunkt. Mit Hilfe der besonderen Blume, die aus den Zaubergärten des Hestus stammte, ließ er sich in den Strom der Dimensionen, des Raumes und der Zeit gleiten.

Hellmarks Warten begann.

Er sah den feinen, verdichteten Nebelstreifen verschwinden und sah ihn eine Minute später zurückkehren. Rani Mahay wuchs aus ihm hervor.

»Nichts«, sagte er. »Sie halten sich nicht auf der Insel auf…«

Mahay kehrte anders zurück, als er gegangen war.

Nun trug er auch in der Linken ein Schwert.

»Doppelt ausgerüstet ist vielleicht besser«, sagte er mit dem Anflug eines müden Lächelns. »Wer weiß, wie gut wir's noch gebrauchen können für den Fall, daß es erneut losgeht…«

Waren Arson und Danielle auf die gleiche Weise von den dämonischen Angreifern ausgeschaltet worden wie Carminia?

Einiges sprach für eine solche Annahme.

»Wenn ich nur genau wüßte, wo wir uns befinden«, sagte Björn. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß es einen solchen Ort in unserer Welt gibt, der so dämonenverseucht ist. Irgend jemand müßte längst auf ihn gestoßen sein…«

»Nicht, wenn er sich auf einer einsamen Insel befindet«, warf Rani ein.

Björn mußte dem Freund recht geben. »Das wäre die einzige Möglichkeit. Oder eine Höhle mitten im Dschungel. Denke an die Höhle mit den Totems der Guuf… vielleicht ist sie ein Gegenstück und deshalb der Auftrag, den Magier-Schädel hierher zu bringen…«

Je länger er über die einzelnen Dinge nachdachte, desto mehr ›Wenn‹ und ›Aber‹ entdeckte er. Die kurze Mitteilung durch Ak Nafuur zeigte, daß auch der Verstorbene einige Unklarheiten nicht hatte beseitigen können. Vor der massigen Präsenz der Dämonen jedoch hatte er gewarnt. Die wiederum hatten sie trotz allem unterschätzt.

Rani Mahay hatte außer dem zweiten Schwert noch etwas von Marlos mitgebracht. Zwei Stablampen, die mit frischen Batterien bestückt waren.

»Ich glaube, wir können die Dinger gut gebrauchen. Daß unser

Geist in dieser Dunkelheit allein als Leuchte ausreicht, darauf können wir uns wohl beide nicht verlassen…«

Björn nahm die Taschenlampe dankbar entgegen und ließ sie aufflammen. Der scharf gebündelte, gleißende Strahl fraß sich in das Dunkel. Der Lichtkegel wanderte über den glatten Felsboden, dann an der Säule hoch, die die unheimlichen Reliefs trug.

Diese Säule hatte vor wenigen Minuten noch offen gestanden und war zum Tor für die Dämonen geworden.

Björn und Rani untersuchten das Gebilde aufmerksam, ohne jedoch einen Ritz oder eine Spalte zu finden, die auf einen Zugang schließen ließen.

Sie näherten sich der Stelle, an der Carminia verschwunden war.

Das riesige klebrige Seil, das sich mehrfach um ihren Leib geschlungen hatte, war aus der Höhe gekommen.

Was lauerte da oben in der fernen Dunkelheit?

Die Decke war zu weit entfernt, als daß der Lichtstrahl bis dahin gereicht hätte.

Und doch mußte es dort oben etwas geben, das sie belauerte und Carminia gefangen hielt…

»Wir müssen da hinauf«, murmelte Björn.

»Ich wundere mich die ganze Zeit über schon, weshalb du noch nichts unternommen hast«, erwiderte der Koloß von Bhutan. Er spielte auf Björns Fähigkeit zur Körperverdoppelung an.

Hellmark erklärte ihm seine Entdeckung.

Rani Mahay machte ein besorgtes Gesicht und fuhr sich mit der Rechten über seine prächtige Vollglatze. »Das ist natürlich bitter. Da bleibt wohl nichts anderes übrig, als daß einer von uns ’ne Klettertour unternimmt…«

»Das werde in jedem Fall ich sein«, bestimmte Hellmark. »Wer immer Carminia festhält, kriegt es mit mir zu tun…«

Das war einfacher gesagt als getan.

Ein Emporklettern an der Wand war unmöglich. Sie war glatt, es gab keine Mauervorsprünge.

Björn wählte sich einen Stützpfeiler aus. Da gab es genügend Unregelmäßigkeiten im Mauerwerk. Aber die Klettertour ohne Sicherheitsseil und Haken an einer senkrecht in die Höhe führenden Wand über Hunderte von Meter durchzuhalten, das war ein Unding und kam einem Selbstmord gleich. Wenn er in der Höhe abrutschte, hielt ihn nichts mehr. Das aber nutzte weder Carminia noch ihm etwas.

Er suchte nach einem anderen Weg. Ak Nafuurs Botschaft hatte einen aufgezeigt, den er nicht vergessen durfte.

Der Totenschädel des Guuf-Magiers würde ihm alle Fragen beantworten, wenn er sich am fraglichen Ort befand, wo dies möglich

war.

Alle Fragen – bedeutete doch, daß eine mentale Kraft in der Lage war, Raum und Zeit zu durcheilen und die Wege des Schicksals zu erkennen. Diese Schicksalswege betrafen nun unerwarteterweise auch Carminia, Danielle de Barteaulieé und Arson…

Hellmarks Blick ging in die Richtung zu der Säule mit dem in die Tiefe führenden ›Tunnel der Verzweifelten‹… Ein seltsamer Name für einen Tunnel und…

Abrupt brachen seine Gedankengänge ab.

Da war es ihm, als vernähme er ein fernes Rufen.

Das war eine andere Stimme als vorhin.

»Björn!« wisperte es. Und nochmals: »Björn…«

Das kam aus dem Tunnel.

Auch Rani hörte es. Er wurde blaß. »Carminia! Das ist doch Carminia«, röchelte er…

*

Die bedrohlich klingenden Worte aus Shoams Mund zwangen zum Nachdenken.

Sie waren alle fasziniert von dem, was sie durch das Hypnose-Experiment erfahren hatten. Sarashs Darbietung aber hatte mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet.

»Ich habe mich auf einen späten Abend eingerichtet«, sagte der Inder. »Ich weiß, daß noch viele Fragen ungeklärt sind. Es war meine Absicht gewesen, Sie durch Sarash einen noch tieferen Eindruck in die Psyche, das Denken und Leben einer anderen Zeit nehmen zu lassen. Leider hat mir Sarashs Zustand einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ihn weiter zu strapazieren, erschien mir zu riskant. Ich muß Ihnen allen ehrlich eingestehen, daß der Junge schon länger in diesem Zustand war, sich aber anders verhielt. Seine Aggressivität war bemerkenswert. Die Welle von Unheil und Haß, die uns entgegenschlug, war beinahe körperlich zu spüren. Erging es Ihnen nicht auch so?«

Patrick konnte für sich dieses Gefühl bestätigen. Auch einige andere Anwesende stimmten dem zu. Dritte wiederum hatten nichts gespürt.

Shoam warf einen langen Blick auf den noch schlafenden Knaben. »In ihm gärt es, in ihm geht etwas vor… zuletzt war er nicht mehr er selbst. Seine Erinnerung scheint nicht mehr nur im Unterbewußtsein gespeichert zu sein, sondern in sein Bewußtsein überzugehen. Er war Vontox… welche Macht aber hatte dieser Vontox aus Lemuria?«

»Vielleicht werden Sie in einer erneuten Sitzung noch mehr erfahren?« schaltete sich ein Gast ein. Es war Dr. Orthman.

»Vielleicht«, nickte Shoam. »Wenn es bis dahin noch nicht zu spät ist.«

»Was meinen Sie mit diesem ›zu spät‹?« fragte nun Patrick. »Von Anfang an haben Sie uns auf eine Gefahr aufmerksam gemacht. Ich kann diese Gefahr noch nicht sehen.«

Andere stimmten ihm zu.

»Sie kam nicht so deutlich zum Ausdruck wie in den Hypnose-Eyperimenten zuvor. Deshalb meine Befürchtung, daß etwas in Sarash vorgeht, das auch ich nicht erfassen kann! Noch nicht… Ich will Ihnen die tödliche Gefahr, die im Herzen und im Geist dieses Knaben schlummert, verdeutlichen…«

Shoam schloß die Augen und verbarg sein Gesicht einige Sekunden in den Händen. Als er sie wieder von seinem Antlitz löste, sah er müde aus. »Lemuria war die Wiege der Welt. Was dort als Geist existierte, erhielt erst spät einen Körper – und wird nun wiedergeboren, in unserer Welt. Lemuria ist vergangen, tot. Es liegt auf dem Grund des Meeres, und niemand wird mehr dorthin können. Niemand? Er vielleicht – wenn er den Weg dorthin neu entdeckt. Das Leben, hört man oft, ist nichts weiter als Erinnerung. Forschung und Entdeckung – sind es nicht minder. Diesen Worten scheint sehr viel Wahres anzuhaften. Wenn Sarash nicht mehr Sarash ist, sondern ganz Vontox aus Lemuria, dann werden auch seine Fähigkeiten und Kenntnisse hervorbrechen wie ein Vulkan. Die besonderen, uns fremdartigen und wundersam erscheinenden Bedingungen des lemurischen Kontinents sind für uns nur Legende. Für Sarash waren sie einst Wirklichkeit, Alltag. Es gab jene bizarren und märchenhaften Wesen, von denen er sprach. Magie und Zauberei gehörten ebenso in diese Welt wie der Kampf des Guten gegen das Böse. Lemuria war eine Wunderwelt, und Atlantis, das viel später in Sagen, Legenden und in der Geschichtsschreibung der Völker auftaucht, hat einiges von diesen Wundern und Rätseln überkommen. Die Menschheit wird bedroht – durch ein teuflisches Wesen, das sich in Sarashs Körper manifestiert hat. Es wäre einfach, dem Grauen, das sich ankündigt, sofort einen Riegel vorzuschieben. Man brauchte Sarash nur zu töten. Ein furchtbarer Gedanke, ich weiß. Mord an einem Zwölfjährigen! Die Zeitungen würden sich in ihrer Berichterstattung überschlagen. Ein Wahnsinniger mordet Kind!« Um seine Lippen zuckte es. Er sah ernst und traurig aus. »Ich würde es nicht fertig bringen, eine solche Tat zu begehen, verstehen Sie? Und nun begreifen Sie vielleicht um so besser, weshalb ich Sie heute abend hierher bat. Sie sollen Sarash kennenlernen, sollen wissen, wozu er imstande ist. Er kann die jetzige Zivilisation ins Verderben ziehen, wenn man ihm nicht rechtzeitig Einhalt gebietet. Vierzehn Menschen wissen dies nun – außer mir. Und diese vierzehn bitte ich von ganzem Herzen, Sarash im Auge zu

behalten, seine Wege zu verfolgen und zu töten, wenn es nicht anders geht. Wenn mir etwas zustoßen sollte, wird es kein gewöhnlicher Tod sein. Auch das sollten Sie wissen. Berücksichtigen Sie dies bei der Wahrheitsfindung! Ich will, daß es Zeugen und Eingeweihte gibt, aber es müssen Persönlichkeiten sein, auf deren Verschwiegenheit ich bauen kann. Ich werde Ihnen auch hierzu den Grund nennen.

Je mehr Menschen von ihm erfahren, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß auch auf der Erde im Verborgenen lebende Kräfte davon hören und den Kontakt mit ihm suchen. Andere –, die von Lemuria geprägt wurden. Das würde die Gefahr schlagartig potenzieren.«

»Wir sollen also einerseits alles tun, Sarash nicht zum Zug kommen zu lassen – und andererseits die Zahl der Mitwisser so eng wie möglich halten?« sinnierte Richard Patrick.

»Ja«, pflichtete Shoam ihm bei.

Danach erst weckte er Sarash auf.

Der Junge schien sich an nichts mehr von dem zu erinnern, was er in Hypnose gesagt und getan hatte. Er wirkte völlig frisch, aufgemuntert und ungezwungen.

Es war eigenartig, ihn dabei zu beobachten, wie er mit seinen Modellautos und der Eisenbahn spielte, wie er in Kinderbüchern blätterte und wenig später ebenso interessiert einen Blick in einen ledergebundenen Folianten warf, der lateinischen oder altgriechischen Text enthielt.

Professor Harrison, ein grauhaariger Mann, der trotzdem jünger wirkte, als er war, interessierte sich für das Phänomen außerordentlich. Er wollte genau wissen, ob man ihm hier keinen Bären aufband.

Aufs Geratewohl schlug er eine Seite auf, plauderte mit dem Jungen und bat dann um die Übersetzung einiger Zahlen.

Harrison wurde blaß.

»Es stimmt«, sagte er wenig später zu den anderen. »Er kann es nicht auswendig gelernt haben – er kann unmöglich alle Texte in den Büchern auswendig kennen. Dieser Junge ist ein Genie!«

»Da muß ich Sie berichtigen«, schüttelte Shoam den Kopf. »Er ist ein Magier, ein Zauberer, einer, der den Lauf der Welt kennt, der alles weiß…«

Im gemeinsamen Gespräch, das sie kurze Zeit danach im angrenzenden Zimmer führten, ohne daß Sarash unter ihnen weilte, gab Shoam seine ursprüngliche Reserviertheit seinen geladenen Gästen gegenüber auf und hielt es für angebracht, daß sie sich gegenseitig bekannt machten, für den Fall, daß es zu Kontakten zwischen ihnen kam.

Richard Patrick suchte, bevor er sich verabschiedete, noch mal das

Gespräch mit dem Inder.

»Es geht um das magische Symbol, das jeder mit seinem Namen unterschreiben mußte. Was für ein Zeichen ist das?«

»Es stammt aus Lemuria. Sarash hat es mir in Hypnose aufgezeichnet. Es ist ein Symbol des Guten, das denjenigen, der sein Namenszeichen daruntergesetzt hat, vor dem Unheil schützen soll. Im Namenszug – so glaubte man in lemurischen Zeiten – ist ein Teil der Seele des Schreibers enthalten. Wer seinen Namen mit dem Zeichen verbindet, hat sein Wort und ist geschützt.«

»Und was geschieht, wenn er sein Wort bricht?«

»Dann zieht er das Unglück auf sich, dann hat er sein Glück nicht verdient…«

»Mhm, so einfach ist das…«

»Ja, Mister Patrick, so einfach ist das. Und man sollte die Kräfte, die in der Vergangenheit wirkten und ihre Spuren psychisch und physisch hinterlassen haben, nicht unterschätzen.«

Patrick ließ sich noch mal die Karte zeigen, die er unterschrieben hatte. »Ich möchte mir das Symbol einprägen, wenn Sie gestatten…«

»Es ist für Sie kein Geheimnis mehr. Selbstverständlich können Sie es sich ansehen…«

Diesmal prägte Patrick sich Einzelheiten ein.

Das Symbol hatte die Form eines Schildkrötenpanzers, und von allen Seiten her liefen Linien, die sich in einem gemeinsamen Mittelpunkt sammelten.

Es war das gleiche Zeichen, das Ak Nafuur Björn Hellmark hinterlassen hatte…

*

Viele Fragen wurden gestellt, aber Shoam konnte sie beim besten Willen nicht alle beantworten.

Die geladenen Gäste, die nach und nach die Apartmentwohnung des Sektenführers verließen, gewannen den Eindruck, daß Shoam sie aufrütteln und mit seiner Vorführung provozieren wollte.

Als Patrick ging, warf er noch einen letzten Blick in Sarashs Schlafzimmer. Der Junge schlief tief und fest, auf seinem unschuldigen Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck.

Richard Patrick schüttelte den Kopf. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß Sie ihn wirklich töten wollten, Shoam…«, flüsterte er.

»Das Messer liegt in meinem Kleiderschrank, versteckt unter der Wäsche«, antwortete der Inder tonlos. »Es ist ein besonders großes Messer, um ganz sicher zu gehen…«

Patrick lief ein Schauer bei diesen Worten über den Rücken.

Der Verleger der ›Amazing Tales‹ war der letzte, der die Wohnung verließ. Shoam, der Guru, stand hinter dem Fenster der inzwischen dunklen Wohnung und blickte auf die feucht schimmernde Straße hinunter.

Shoam ging wenige Minuten später ins Bett.

Nur kurze Zeit danach kündeten tiefe Atemzüge davon, daß er eingeschlafen war.

Wie lange er geschlafen hatte, als er plötzlich scheinbar ohne ersichtlichen Grund aufwachte, wußte er nicht.

Er war von einer Sekunde zur anderen schlagartig hellwach.

Und er fühlte – tödliche Gefahr!

Eine Gestalt stand neben seinem Bett.

»Sarash?« murmelte er.

Der Junge trug ein helles Hemd, das über der Brust aufgeknöpft war.

Auf der Brust aber leuchtete groß und auffallend ein Zeichen.

Der Panzer der Schildkröte!

Die geheimnisvollen Zeichen, die die einzelnen Schattierungen bildeten, glühten in gespenstischem Feuer, als würde Sarash von innen heraus verbrennen oder wäre er einer tödlichen Strahlung ausgesetzt, die etwas sichtbar machte, was nicht auf, sondern *in* seinem Körper lag.

»Du bist ein großer Mann, aber zu klein für mich. Ich habe deinem Treiben lange zugesehen. Nicht du hast mich, sondern ich habe dich überlistet. Du hast mir geglaubt, als ich dir das ›Glückszeichen‹ übermittelte? Das war nur einer deiner Fehler. Das Zeichen schafft mir Sklaven und bringt ihnen den Tod. Sie haben ihre Seele an mich verkauft. Die Besten der Besten, von dir auserwählt, werden mir gehören. Ich hätte es nicht besser machen können…« Ein leises Lachen folgte den Worten.

Was für eine Stille! Was für ein Lachen!

Shoams Kehle entrann ein Stöhnen.

Das war nicht mehr Sarashs Stimme, dessen er sich angenommen hatte, dem er Vater und Mutter hatte ersetzen wollen.

Das war eine grauenvolle, höhnisch klingende Stimme, die ihm eisige Schauer über den Körper jagte!

Das war Vontox’ Stimme, des Mächtigen, Unheimlichen, Unbekannten aus Lemuria!

Shoam kam nicht mehr dazu, alles zu begreifen oder sich aufzurichten.

In dem wie versteinerten Gesicht des Jungen regte sich kein Muskel, als er handelte.

Das große Messer in seiner Hand war breit und rasiermesserscharf.

Er schlug nur einmal zu. Die Klinge traf in ihrer vollen Breite

Shoams Hals und drang tief ein.

Der Körper des Inders streckte sich, und ein Blutschwall ergoß sich über das Kopfkissen.

Dann versank die Welt rings um ihn in tiefste Finsternis, in der auch das glühende, leuchtende Symbol des Unheils auf Sarashs Brust erlosch…

*

Er wandte sich ab, ohne dem Sterbenden noch einen Blick zu gönnen.

Achtlos schob er das blutverschmierte Mordinstrument unter sein weitfallendes Hemd.

Um die Lippen des Knaben lag ein grausamer, unmenschlicher Zug.

Sarash hatte gehandelt. Der Körper eines Zwölfjährigen war sein Versteck, seine Tarnung. Niemand traute ihm etwas Böses zu. Doch er war das Böse in Person, in Lemuria gereift und gewachsen, vollgefüllt mit Wissen um die ersten und letzten Dinge. In einem Reich, das keinem Normalsterblichen zugänglich, hatte sein Geist nach dem Untergang des Urkontinents ausgeharrt, ehe er einen neuen Körper fand. Traumhafte Visionen schlummerten in diesem Geist. Es war wie damals, am Anfang, als er noch keinen Körper hatte und sich in Leidenschaft danach sehnte.

Diesen Körper hatte er nicht selbst aufbauen und formen müssen. Er war ihm geschenkt worden.

Das Schicksal hatte vorgesehen, daß der Säugling tot zur Welt kommen sollte.

Vontox’ auf der Lauer liegender und suchender Geist drehte den Spieß um. Der Geist schlüpfte in den Körper, gerade als der Geist des wahren Sarash die sterbliche Hülle verlassen hatte. Der Austausch erfolgte in der gleichen Sekunde. Einen Teil von Sarashs unbewußtem Sinn übernahm er, ging ganz darin auf und nistete sich darin ein wie ein Virus im Zellkern, in dem er begann, die ursprüngliche Struktur umzuformen, um aus einer gesunden eine kranke Zelle zu machen.

Sein Eindringen in den leeren, vor der Geburt stehenden Leib führte zum Tod der Mutter. Das wußte niemand. Man wußte überhaupt nichts von ihm. Außer dem gutherzigen Shoam, den er schamlos ausgenutzt hatte. Aber das war seine Lebensart. Seit eh und je, schon vor Jahrmillionen.

Shoam hatte Einblick gewonnen in seine Seele und seinen Geist. Aber der Inder hatte nur ein wenig die Oberfläche angekratzt…

Sarash betrat das Zimmer, in dem Shoams Schreibsekretär stand.

Das Möbelstück war abgeschlossen.

Der Junge machte sich nicht die Mühe, den Schlüssel zu suchen.

Er legte beide Hände auf die verschlossene Klappe. Sarashs Gesicht verzerrte sich nur ein wenig. Dann drückte er zu.

Das Holz unter seinen Fingern krachte und knirschte, als würde es unter die Walzen eines Raupenschleppers geraten.

Sarash drückte mit übermenschlicher Kraft das massive Holz ein, riß dann die Klappe mit roher Gewalt aus den Scharnieren und schleuderte sie quer durch den Raum.

In der obersten Schublade lagen die Kärtchen mit dem Symbol, das einem Schildkrötenpanzer ähnlich war. Alle Kärtchen enthielten den von den heute abend anwesenden Gästen unterschriebenen Text.

Sie nahm Sarash an sich.

Und noch etwas Wichtiges lag in der gleichen Schublade.

Die Durchschläge der persönlichen Einladungen, die Shoam verschickt hatte.

Auch nach ihnen griff Sarash.

Ganz obenauf lag die Einladung mit der Anschrift von Professor Harrison.

Sarash warf einen Blick darauf, steckte alle Einladungen ebenso ein wie die Unterschriftskärtchen und verließ dann die Wohnung.

*

Der Ruf war ein Alarmsignal in zweifacher Hinsicht.

Er konnte tatsächlich von Carminia herrühren, es konnte sich aber auch erneut um einen üblen Dämonen-Trick handeln. Schon beim ersten waren sie in eine Falle gelaufen und nur mit knapper Mühe ihrem Schicksal entgangen.

Björn und Rani lösten sich von dem Stützpfeiler, an dem Hellmark ursprünglich sein waghalsiges Unternehmen hatte starten wollen.

Die Freunde eilten in die Halbdämmerung.

Auf dem Weg nach dort kamen sie an der Stelle vorbei, wo Carminias Schwert zu Boden gefallen war und Rani kurz darauf seine Dämonenmaske verloren hatte.

Das Schwert war verschwunden – das braune, an einen abgeschnittenen Damenstrumpf erinnernde Tuch aber lag vor einer Wand.

Kein Dämon hatte es mehr gewagt, die Maske mitzunehmen. In dämonischer Hand wirkte sie wie ein verzehrendes Feuer.

Als es notwendig war, hatten sie ihr Leben auf höheren Befehl aufs Spiel gesetzt. Ihr massives Eingreifen hatte auch dazu geführt, daß Hellmarks Vorstoß auf dem zehnten Weg in das Grauen zunächst ins Stocken geraten war.

Wispernde Stimmen hatten sie veranlaßt, Arson und Danielle zurückzulassen, und nun rief die Stimme Carminias sie.

Björn und Rani erreichten den Eingang zum ›Tunnel der Verzweifelten‹.

»Carminia?« fragte Hellmark leise.

Und dann noch ein zweites Mal, lauter. »Carminia!«

Sein Ruf hallte durch den düsteren Tunnel, in den er den Lichtkegel seiner Taschenlampe schickte. Der Strahl verlor sich in der Dunkelheit wie im Nichts des Universums.

Der Tunnel schien endlos…

Dann kehrte das Echo von Hellmarks Stimme zurück. Und die besorgte Frage nach Carminia hörte sich als Echo höhnisch und bizarr an, als antworte ihnen aus der Finsternis das sabbernde Maul eines wahnsinnigen Dämons.

Björn und Rani erschauerten.

»Das unheimliche Spiel geht weiter«, murmelte der großgewachsene, unter der Sonne Marlos' braungebrannte Mann. »Wir werden wohl herausfinden müssen, was hier wirklich vorgeht, Rani. Das Verhalten der dämonischen Gegner ist äußerst ungewöhnlich. Sie stürzen sich absichtlich ins Verderben, rennen in die Klinge des magischen Schwertes und lösen sich beim Anblick der Dämonenmaske auf – und als sie uns fast besiegt haben, da geben sie auf. Mir gefällt das nicht, Rani.«

Der Mann mit der bronzefarbenen Haut und der prachtvollen Glatze seufzte. »Es geht mir ebenso… sieht gerade so aus, als wären sie damit zufrieden gewesen, wenigstens einen von uns in die Hände zu bekommen, Carminia. Das hat ihnen gereicht.«

»Und Arson und Danielle?«

»Sie wurden überrascht und verschleppt, vermute ich. Ob auf die gleiche Weise wie Carminia, wage ich zu bezweifeln.«

Sie waren nur auf Vermutungen und Raten angewiesen.

Dazu gehörte auch Carminias Stimme, die sie beide eindeutig vernommen hatten.

Aber nun schwieg sie.

»Irgendwer, irgendjemand will uns in den Tunnel locken«, murmelte der Inder.

»Das hat er gar nicht nötig, denn einer wird bestimmt kommen. Allein schon wegen des Altars, den ich finden muß…« Zu gern hätte Björn Hellmark seinen Doppelkörper entstehen lassen, um sich mit ihm einen ersten Eindruck von der Tiefe und den eventuellen Gefahren des Stollens zu machen. Hellmark ließ seinen Blick über die nahen Wände und Säulen schweifen. »Vielleicht gibt es vom Tunnel einen nach oben führenden Verbindungsweg«, teilte er seine Gedanken dem Freund mit. »Gehen wir davon aus, daß Carminia fliehen konnte, den Tunnel erreichte und uns tatsächlich wahrnahm. Sie konnte noch rufen, und nun hindert man sie daran.«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Die andere ist die, daß man uns an der Nase herumführt und es hier an diesem Wort, den wir bisher nicht lokalisiert haben, etwas gibt, das sich hervorragend darauf versteht, durch nachgeahmte Stimmen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen – und damit von etwas anderem, möglicherweise für uns wichtigerem abzulenken…«

»Also müssen wir beidem auf die Spur kommen.«

»Ja«, nickte Hellmark. »Und da wir im Moment nur zu zweit sind, gibt es nur zwei Wege…«

»Wir hätten Whiss mitnehmen sollen«, meinte Mahay.

Whiss war ein Faktotum, das ein Mittelding zwischen Schildkröte, Mensch und Vogel war und normalerweise im Mikrokosmos lebte. Dort war ihm Rani Mahay begegnet und hatte ihn aus gefahrvoller Situation befreit. Seit dieser Zeit waren die beiden unzertrennlich.

Nur im Moment klappte es nicht so mit Whiss' Anhänglichkeit.

»Mit Whiss können wir vorerst nicht rechnen, Rani.«

Das letzte Abenteuer, in dem der kleine Kerl, der die Größe eines Raben besaß, eine entscheidende Rolle spielte, hatte an seinen paranormalen Kräften gezehrt.

Seit dieser Zeit schlief er, um sich zu regenerieren. Seit vier Tagen hatte kein Mensch ihn mehr gesehen.

Eine Begleitung Whiss' hätte unter Umständen ein rascheres Vorwärtskommen bedeutet. Die außergewöhnlichen Fähigkeiten des kleinen Kobolds wären ihnen sicher zugute gekommen.

»Wir müssen sehen, wie wir aus dem Dilemma herauskommen, ohne dabei zu riskieren, daß er an Entkräftung stirbt…«

Rani Mahay übernahm den Part des Zurückbleibenden, der die gewaltige, offensichtlich unterirdische Kathedrale beobachten und Ausschau nach den Verschollenen halten sollte, während Björns Aufgabe es war, den ›Tunnel der Verzweifelten‹ zu durchwandern, in der Hoffnung, den Altar zu finden, um den Totenkopf des Guuf-Magiers zum Sprechen zu bringen.

Ohne weiter Zeit zu verlieren, drang er in den Tunnel ein.

Mahay sah dem Freund solange nach, bis er ihn nicht mehr wahrnehmen konnte. Dann war eine Zeitlang in der Tiefe des Stollens noch der Lichtkegel der Taschenlampe zu sehen. Auch er wurde schließlich von der Dunkelheit geschluckt.

Alles war wieder ruhig und still.

Björn Hellmarks Sinne waren aufs äußerste gespannt.

Er lief ständig an der rechten Wand entlang. Die gegenüberliegende und die Decke über ihm waren zu weit entfernt, als daß er sie hätte erreichen können. Selbst dieser Tunnel, von dem er nicht wußte, welche Bedeutung ihm wirklich zukam, gab Zeugnis von der ungeheuerlichen Größe und Weite der domartigen Halle.

Hellmark kam rasch voran, da er den Lichtstrahl ständig vor sich herführte und auf diese Weise sah, wohin er lief.

Der Weg war eben und trocken. Es gab keine Spalten und Nischen in den Wänden, worin sich ein Gegner hätte verstecken können.

Nur eins fiel ihm auf: je tiefer er ins Ungewisse vordrang, desto mehr erweiterte sich der Stollen.

Er bekam die Ausmaße einer Halle, die durch einen tief heruntergezogenen Durchlaß von einer zweiten getrennt war.

Björn rechnete ständig damit, daß sich etwas ereignete, doch alles blieb ruhig.

Und gerade diese Ruhe war es, die ihn erst recht irritierte. Nach dem Kampfgetümmel und dem Aufwand von vorhin paßte diese geradezu friedliche Stille nicht.

Er hatte das Gefühl, aufmerksam beobachtet zu werden, und dies wiederum veranlaßte ihn, noch schneller zu laufen.

Er mußte den Totenschädel an Ort und Stelle bringen.

Dann kam der dritte Durchlaß. Und das war das Stollenende.

Der saalartige Raum unterschied sich von allem anderen, was er bisher auf dem Weg hierher gesehen hatte.

Er hatte so etwas wie eine Einrichtung.

Es gab Sitzbänke aus blank geschliffenem Stein. Er war grau und schwarz.

Die Bänke flankierten einen Weg, der schnurgerade auf einen würfelförmigen Altar zuführte. Dieser Altar war nur halbhoch und reichte Heilmark bis zu den Knien. Seine Form war ebenfalls bemerkenswert.

Die Oberfläche war leicht gewölbt und hatte in der Musterung Ähnlichkeit mit dem Panzer einer Schildkröte…

Unwillkürlich hielt Björn sich die Skizze vor Augen, die er sich eingeprägt hatte.

Ak Nafuurs Zeichnung stimmte mit diesem überdimensionalen Gebilde überein. Nur einen feinen Unterschied gab es.

Die Strahlen, die sich von den Seiten her in der Mitte des ›Panzers‹ trafen, bildeten auf dem Altar keinen dichten Punkt, sondern eine Schale, in die man etwas legen konnte. Hinter dem Altar wölbte sich die Wand nach vorn. Schwach waren Malereien darauf zu erkennen, die fremdartige Geräte zeigten. Die Szenen waren zu verblaßt, um sie erkennen zu können. Rechts und links in der Wand hinter dem Altar gab es einen runden Einschnitt, in dem spiralförmig gewundene, steinerne Treppen direkt in das zyklopenhafte Mauerwerk und nach oben zu führen schienen.

Dies alles nahm Hellmark nur beiläufig wahr.

Sein Hauptinteresse galt dem Altar.

Während der Mann von Marlos darauf zuging, öffnete er den

Beutel an seinem Gürtel.

Eine runde, glatte und blaue Fläche wurde sichtbar.

Björn nahm mit der Linken den Totenkopf aus dem Behältnis, während er mit der rechten Hand das › Schwert des Toten Gottes‹ umklammert hielt, bereit, es sofort einzusetzen, wenn die Situation es erforderlich machte.

Der Totenschädel grinste ihn an mit einem breiten Mund, der bis dahin reichte, wo ein Mensen seine Ohren sitzen hatte. Feine dünne Löcher in den Seiten unterhalb der Schläfen zeigten an, wo die Gehörgänge einst lagen.

Der Schädel war kugelrund wie ein Ball, und ebenso rund waren die Augenlöcher. Der Kamm, der normalerweise auf dem kahlen Kopf eines Guuf wuchs und bis in den Nacken reichte, fehlte völlig. Eine Nahtstelle mitten auf dem Kopf war der klägliche Rest dieses Auswuchses.

Die Schale auf dem gewölbten Altar und der Halsansatz des Guuf-Schädels hatten dieselbe Größe!

Björn setzte den Totenkopf in die Schale.

Er saß fest und unverrückbar auf einem Dorn, der wie ein Nippel mitten aus der Schale ragte und sich augenblicklich verdickte, als der Knochenhals wie ein Handschuh über ihn gestülpt wurde.

Als Björn nochmal versuchte, den Schädel abzunehmen, gelang es ihm nicht mehr. Er saß wie angewachsen in der Schale.

Die Luft um ihn herum wurde um einige Grade kälter. Er fröstelte.

Die Lichtverhältnisse veränderten sich. Die Wände begannen zu glühen, als hätte eine unsichtbare Hand einen Schalter betätigt, der verborgene Lichtquellen in Gang setzte.

Das schwache Glühen wurde von der Luft aufgenommen und legte sich auch auf den Totenschädel.

Der wurde durchsichtig wie Glas, und dann bewegte sich der breite Knochenmund…

*

Er rauchte eine Zigarette nach der anderen und ging in seiner Bibliothek auf und ab.

Professor Phil Harrison trug seinen beigen Samtmantel, der mit einer brauen Passe eingesäumt war.

Der grauköpfige Mann, der sonst die Ruhe selbst war, verglich seinen Zustand mit dem eines aufgescheuchten Huhns.

Auf dem großflächigen Schreibtisch, der ein Drittel der Bibliothek benötigte, lagen aufgeschlagen mehrere dickleibige Bücher.

Harrison hatte sich nach seiner Rückkehr nach Hause sofort in seine Schriften vergraben und versuchte, einen vergleichbaren Fall

wie den von Shoam geschilderten auszugraben.

Es gab zahlreiche dokumentierte Fälle von Wiedergeburt. Aber es gab nichts, was den Vergleich mit der grauenvollen Vision des Inders standgehalten hätte.

Harrison warf auch die zuletzt nur halb angerauchte Zigarette in den überquellenden Ascher und griff zum Telefon.

Viermal schlug es auf der anderen Seite der Strippe an. Dann meldete sich eine verschlafene Stimme.

»Yeah?«

»Was heißt hier ›yeah‹?« murrte Harrison. »Ich denke, ich spreche mit Brian Doal.«

»Am Apparat. Wer spricht denn da?«

»Dein alter Freund Phil…«

Einen Moment herrschte am anderen Ende der Strippe betroffenes Schweigen. Dann: »Phil Harrison… das darf nicht wahr sein. Ich glaub', ich träum'…«

»Du bist hellwach, Brian.«

»Sag' mal, kannst du mir verraten, wann du das letzte Mal hier angerufen hast?«

»Das muß mindestens ein Jahr her sein.«

»Optimist! Es sind meines Erachtens zwei…«

»Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Ich hätte schwören können…«

»Tu's lieber nicht, Phil! Ich hab' schon vergessen, wie deine Stimme am Telefon klingt. Kein Wunder, daß ich so dämlich fragen muß. Und jetzt fällt dir plötzlich ein, daß du noch einen Freund in der Stadt hast, der nur eine Viertelstunde von dir entfernt lebt und den du seit zwei Jahren nicht mehr gesprochen hast. Phil, erinnerst du dich, wie wir früher…«

»Ich möchte gern mal wieder über alte Zeiten mit dir sprechen, Brian. Geht mir ebenso wie dir. Aber nicht am Telefon… tun wir's doch hier, bei mir.«

»He, was ist denn los mit dir? Du rufst mich doch nicht… weißt du, wie spät wir haben?«

»Schätze, es ist gleich Mitternacht. Hab' keine Uhr an.«

»Und nur, um mal wieder mit mir über alte Zeiten zu sprechen, klingelst du mich mitten in der Nacht aus dem Bett? Es ist übrigens schon zehn nach zwölf, mein Lieber.«

»Ich muß mit dir reden, Brian. Nostalgische Gesprächsthemen können wir einschließen, aber in erster Linie geht's um ein brandaktuelles Problem.«

»Hast du 'nen neuen Text entziffert?«

Harrison war Fachmann alter Sprachen. Er hatte über die verschiedensten Ursprachen Bücher verfaßt, die noch heute in Gelehrtenkreisen als Nachschlagewerke galten.

»Ich hatte ein Erlebnis, das mit den alten Sprachen zu tun hat. Ich muß mit dir darüber sprechen…«

»Phil! Jetzt haben wir uns so lange nicht mehr gesprochen – da kommt's auf diese Nacht auch nicht mehr an. Ich bin gleich morgen früh nach Sonnenaufgang bei dir…«

»Das dauert mir zu lange. Du mußt sofort kommen, Brian! Verstehst du?«

»Nein, ich versteh's nicht. Aber du wirst deine Gründe haben. Okay. Wenn's dir so eilt, komm, ich…«

»Danke, Brian! Du bist ein wirklicher Freund. Du warst stets der einzige, dem man etwas anvertrauen konnte und der's auch für sich behalten hat. Ich habe Order, über das, was ich gehört und gesehen habe, kein Wort zu verlieren. Aber ich werd' damit allein nicht fertig, das muß ich dir gestehen. Ich brauche deinen Rat…«

»Wenn du so sprichst, dann brennt's wirklich an allen Enden. Weißt du, daß du vor dreiundvierzig Jahren auch eine solche Nachtaktion gestartet hast?«

»Mhm, ich erinnere mich nicht.«

»Dafür ich mich um so besser.«

»Dein Gedächtnis war schon immer phänomenal!«

»In jener Nacht ging's um die Examenarbeit am nächsten Morgen. Du hattest da einige Probleme… und deine letzte Hoffnung war mal wieder dein alter Freund Brian. Immer, wenn's brenzlig wurde…«

Professor Harrison schmunzelte. Das war typisch Doal! Seine Leidenschaft war es, in Erinnerungen zu wühlen. Und es machte Spaß, mit ihm darüber zu reden, er grub die tollsten Dinge aus, Erlebnisse und Daten, die ein anderer längst vergessen hatte. Im stillen ärgerte sich Harrison, daß er an seine Freunde immer nur dann dachte, wenn er wirklich mal einen zum Gespräch brauchte. Dann gab es wieder lange Perioden der Arbeit, die ihn voll und ganz einspannten, und so saß er oft bis in die Nacht noch über Büchern, entzifferte Schriften und stellte Texte zusammen.

Als er aufgelegt hatte, zündete er sich erneut eine Zigarette an.

Da war es ihm, als wäre draußen im Flur ein Geräusch.

War jemand vor der Tür?

Er verließ sein Arbeitszimmer. Da kam ihm jemand entgegen.

»Hallo, Professor«, sagte eine freundliche, silberhelle Knabenstimme.

*

»Sarash?« Harrison glaubte zu träumen. »Aber… das kann… doch nicht sein? Wie kommst du denn hier herein?«

»Durch die Tür«, strahlte der Junge.

»Sie stand offen…«

»Sie stand… offen?« echote Harrison.

Er sah nach.

»Jetzt ist sie wieder im Schloß«, sagte Sarash schnell. »Ich wollte gerade anläuten, als ich entdeckte, daß die Tür nicht verschlossen war. Da machte ich mir Sorgen. Ich dachte, es wäre etwas passiert.«

»Danke«, murmelte Harrison benommen. »Das ist sehr nett von dir, daß du dir… solche Sorgen um mich machst… Aber wie kommst du hierher? Als wir gingen, hast du fest geschlafen. Ist Mister Shoam etwa…«

Das heftige Kopfschütteln des Jungen veranlaßte den Sprachwissenschaftler nicht weiter zu forschen.

»Shoam schläft fest…«

»Du bist allein unterwegs? Aber wieso…«

»Wieso ich dann gerade zu Ihnen komme?«

»Ja.«

»Ich habe mich am längsten mit Ihnen unterhalten. Das hat mir gefallen…«

Sarash ging einfach an ihm vorbei ins Arbeitszimmer.

»Gemütlich haben Sie's hier, Professor. Und die vielen Bücher…« Schon stand er am Tisch und blickte in die aufgeschlagenen Seiten. Einige Texte hatte Harrison rot markiert. »Kommen Sie damit nicht zurecht?« fragte Sarash völlig ungezwungen.

»Du hast es erraten, Junge.« Er trat näher. Seine erste Neugier, weshalb Sarash ihn zu fortgeschrittener Stunde aufsuchte, wich einer zweiten, noch intensiveren. Wenn der Junge ein derart genialer Kenner alter Sprachen war, und sogar ihn in den Schatten stellte, dann wußte er vielleicht auch mit jenen rätselhaften Zeichen etwas anzufangen, die man auf einem Felsen in vierhundert Meter Tiefe im Atlantischen Ozean gefunden hatte.

Einige Wissenschaftler waren der Meinung, daß die Inschrift ein Überrest der verschollenen und sagenumwobenen Kultur Atlantis' war.

»Es ist ein atlantischer Dialekt«, sagte Sarash wie aus der Pistole geschossen.

»Sagt er dir etwas?« Harrison konnte seine Erregung nur mühsam verbergen.

»Selbstverständlich. Ich kann es lesen, wenn Sie das meinen.«

»Was steht da, Sarash?«

»Eine Prophezeiung, Professor… ›Ehe die Sonne untergeht, wird das Feuermeer über die Erde hinwegfluten… Was gewesen war, wird vergehen – aber was vergangen ist, wird wiederkommen, denn in Lemuria stand die Wiege. Die Kraft von dort kann nie vergehen…‹ Welch wahre Worte, Professor!«

Täuschte er sich oder klang die Stimme des Jungen nicht ein wenig

überheblich, ja, sogar höhnisch?

Sarash fuhr fort. »Wenn Sie die Zeichen genau ansehen, fällt Ihnen da nicht etwas auf. Sehen Sie sich doch den Begriff ›Kraft‹ mal näher an… hier…« Sarash deutete auf das Zeichen.

»Seit heute abend hatte ich einen Verdacht«, erwiderte Harrison matt. »Nachdem ich unterschrieben hatte, deshalb schlug ich nach meiner Rückkehr… sofort dieses Buch auf… das Zeichen gleicht jenem Symbol, unter das wir alle unsere Unterschriften setzten. Das Zeichen hier im Buch ist runder, enthält aber die gleiche Feldeinteilung, und mit ein wenig Phantasie kann man auch die sich sammelnden Strahlen erkennen, die nur gestreichelt angedeutet sind…«

»Das Symbol ist jünger, es hat seine ursprüngliche Form verloren«, erklärte Sarash. »Es ist die atlantidische Auffassung von ›Kraft‹, die auch ›Tod‹ bedeutet. Es ist das Todeszeichen der Zauberer von Lemuria, Professor. Wer mal damit zu tun hatte, der war verloren. Seelisch oder geistig oder körperlich. Es kam ganz darauf an, was mit dem, der auserwählt war, geschehen sollte… Und so besehen, könnte man den Text auch ein wenig anders interpretieren, nicht wahr? ›Der Tod von dort kann nie vergehen…‹ ›Tod‹ statt ›Kraft‹ – und schon steht Lemuria wieder mitten unter uns.«

Jetzt klang Sarashs Stimme schon scheußlich abstoßend.

»Und diese zweite Übersetzung trifft den Wahrheitsgehalt der Überlieferung weitaus besser als die erste«, sagte er sarkastisch. »Das Zeichen des Todes ist das Symbol für Ihr zukünftiges Leben, Professor. – Komm, sieh’ mich an…«

Phil Harrison glaubte nicht recht zu hören, als Sarash ihn plötzlich so vertraulich wie einen alten Freund anredete.

Er empfand es als eine Frechheit, und mit einem Schlag war ihm der Junge unsympathisch.

Er sah ihn an, und das Zeichen des Todes stach ihm in die Augen.

Er taumelte, wich zwei Schritte zurück und stieß mit dem Rücken gegen die Bücherwand.

Der fahl-grüne Schein von Sarashs Körper hüllte ihn ein.

Der Junge hatte das Hemd aufgeknöpft. Auf seiner Brust leuchtete das Todessymbol.

Harrison merkte, wie er von etwas Fremdem, Unbeschreiblichem eingelullt wurde. Es war wie ein Gift, eine Droge, das nach seinem Hirn griff.

»Von Stunde an bist du nicht mehr frei. Das Zeichen des Todes, das das Hauswappen Vontox’ ist, ist stärker als dein Wille. Du wirst mir folgen, zu mir gehören, wirst dich verstecken, bis ich den Weg kenne und dich rufe…« Die Stimme klang furchtbar. Das war nicht mehr die eines zwölfjährigen Knaben. Was in Sarash hauste, das war ein anderer. Sarash war nur eine Hülle, eine Tarnung…

Phil Harrison wollte den Kopf wenden und sich abdrehen, aber er war dazu außerstande. Er meinte, das kopfgroße Zeichen, das in wildem Feuer glühte, würde sich von der kränklich-blaß aussehenden Haut lösen und direkt auf ihn zukommen.

Heiße und kalte Schauer liefen durch seinen Körper.

Etwas berührte seine Stirn, drang durch die Haut und stieß in sein Gehirn vor.

Er sah, fühlte, schmeckte und hörte das Todeszeichen, dem der durch seinen Namenszug seine Seele vermacht hatte. Ohne es zu ahnen!

Dann erlosch die Gegenwehr, die kaum aufgeflackert war.

Sarash knöpfte sein Hemd zu und verließ Harrisons Bibliothek.

Der Professor, der vor der Bücherwand zusammengebrochen war, rührte sich, kaum daß der unheimliche Besucher die Türschwelle hinter sich gelassen hatte.

Benommen kam er auf die Beine.

Sein Gesicht wirkte nicht mehr so lebendig und ausdrucksvoll, wie man dies bei ihm gewohnt war.

Es war fahl, und seltsam bizarre Schatten zeigten sich darauf, die Ähnlichkeit mit der Musterung des ›Schildkrötenpanzers‹ aufwiesen.

Harrisons Augen waren tief eingesunken, und sein Kopf hatte etwas von einem Totenschädel angenommen.

Der Gelehrte machte auf dem Absatz kehrt. Er warf keinen Blick mehr auf seine aufgeschlagenen Bücher, es interessierte ihn nicht mehr, daß sein Freund zu Besuch kommen wollte, und er löschte auch nicht das Licht, wie es gewohnheitsgemäß seine Art war, wenn er die Wohnung verließ.

Phil Harrison betrat den Lift und ging gleich darauf aus dem Haus. Er verschwand in einer dunklen Straße in den Slums, wo niemand ihn beobachtete, niemand ihn verfolgte.

Als er um die Straßenecke bog, näherte sich aus der entgegengesetzten Richtung gerade ein dunkelgrauer Ford. In ihm saß sein Freund Brian Doal.

Wäre Doal nur wenige Sekunden früher an der Kreuzung gewesen, hätte er noch sehen können, wie Harrison um die Ecke verschwand.

Doal am Straßenrand! Der Besucher war einen Kopf kleiner als Harrison, hatte schütteres Haar und wirkte um einiges älter. Sein Gang war nicht mehr so federnd wie der Harrisons.

Doal wunderte sich, daß auf sein Klingeln der elektrische Türöffner nicht betätigt wurde.

Harrison war offenbar so in Gedanken versunken, daß er das Läuten nicht hörte.

Doal drückte kurzentschlossen auf eine andere Klingel, auf der nur der Name einer Frau vermerkt war.

Doals Rechnung ging auf.

»Ja?« fragte eine samtweiche Stimme durch den Lautsprecher.

»Ich hab' Ihren Namen von einem Freund, Madam«, sagte der Mann grinsend. »Sie haben noch Termine frei, nicht wahr?«

Der Türsummer ging.

Doal konnte das Apartmenthaus betreten. Er fuhr mit dem Lift nach oben und konnte es nicht lassen, in der Etage auszusteigen, in der die Hostess wohnte. Wenigstens einen Blick wollte er auf sie werfen.

Sie stand bereits an der Tür und trug einen seidig schimmernden, schwarzen Hausanzug, der hauteng anlag und einen Ausschnitt aufwies, der viel bloßlegte.

Brian Doal gab sich nicht als derjenige zu erkennen, der geklingelt hatte. Er grüßte mit einem höflichen Kopfnicken und ging weiter. Die beiden letzten Stockwerke ging er zu Fuß.

Vor der Wohnung seines Freundes angekommen, stutzte er.

Die Tür war angelehnt!

Doal klingelte, klopfte an, und als sich dann immer noch niemand meldete, drückte er die Tür ohne Zögern vollends auf.

»Hallo, Phil? Bist du da? Ich bin's! Du, deine Wohnungstür steht offen!« Hohl hallte seine Stimme durch die Räume.

In sämtlichen Zimmern – außer dem Schlafraum – brannte Licht.

Phil Harrison hatte noch bis vor wenigen Minuten gearbeitet. Die aufgeschlagenen Bücher sprachen dafür, und der Zigarettenrauch hatte sich noch nicht verzogen.

Als der Freund sich auf mehrmaliges Rufen nicht meldete, wuchs die Unruhe des späten Besuchers. Da stimmte etwas nicht!

Brian Doal tat das einzig Richtige.

Er rief die Polizei an…

*

Als sie die Augen aufschlug, wußte sie im ersten Moment nicht, wo sie sich befand.

Sie erinnerte sich dann wieder an den Kampf und griff automatisch nach ihrem Schwert. Es war nicht mehr da.

Carminia Brado hob den Kopf.

Das gespenstische Halblicht hüllte sie ein. Sie lag auf einem dicken, klebrigen Polster. Eine Art Netz. Die Stränge waren armdick – und dann kam ihr wieder in den Sinn, was im einzelnen passiert war.

Sie war von einem geheimnisvollen Gegner in die Höhe gerissen und gefesselt worden.

Die Stränge, die das Netz bildeten, waren dick zusammengerollt und konnten offensichtlich im ausgefahrenen Zustand eine beachtliche

Länge erreichen.

Carminia bewegte sich vorsichtig.

Die Stränge, die wie Fesseln um ihren Körper gelegen hatten,# waren nicht mehr darum geschlungen.

Wo befand sie sich?

Sie merkte, daß unterhalb der Stränge ein Hohlraum war. Wie tief er hinabging, vermochte sie nicht zu sagen. Wenn sie sich flach auf den Bauch legte und die Hand dann durch eine Öffnung schob, so weit es ging nach unten streckte, dann fühlte sie keinen Widerstand.

Unter ihr mußte sich ein riesiges Loch befinden. Doch die Dunkelheit in der Tiefe war zu dicht, als daß sie sie mit ihren Blicken hätte durchdringen können.

Die Brasilianerin begann, ihre nähere Umgebung zu erkunden. Dabei ging sie äußerst vorsichtig zu Werke.

Sie war in die Hände eines Gegners gefallen, von dem sie nichts wußte. Er hatte sie mit seinen klebrigen Seilen mitten aus dem Kampfgeschehen herausgelöst, und die Tatsache, daß sie sich noch immer in der Gewalt des Unbekannten befand, zeigte, daß auch Björn und Rani sich noch in arger Bedrängnis befinden mußten.

Sie hörte keine Kampfgeräusche. Alles war geradezu unnatürlich still.

Carminia kroch über den klebrigen Untergrund, in dem sich immer wieder größere Öffnungen befanden. Der Boden war fest, massiv, nicht unbedingt eben. Viele Unregelmäßigkeiten, Steigungen und Mulden, gab es darin.

Das geisterhafte Glühen aus den Wänden verschaffte ihr die Möglichkeit, wenigstens schemenhaft die Umrisse ihrer fremdartigen Umgebung zu erkennen.

Plötzlich verhielt Carminia Brado in der Bewegung und wagte nicht mehr zu atmen.

Einer der Stränge, auf denen sie hockte, bewegte sich.

Er hob sich langsam und träge in die Höhe und streckte sich. Carminia wurde gegen ihren Willen etwas zur Seite gehoben.

Dann herrschte wieder Stille.

Das Herz der Brasilianerin begann heftiger zu pochen.

Das Gefängnis, in das sie verschleppt worden war, schien von Zeit zu Zeit zu leben! Ein lebendes Gefängnis? Ein Ungetüm, das sie bewachte, das sich ständig in ihrer Nähe befand, und dem nichts von dem entging, was sie tat.

Sie wartete eine Weile ab, ehe sie auf dem seltsamen Untergrund weiterkroch. Vor ihr ragte eine Wand auf, die ebenso gestaltet war wie der Boden unter ihr.

Dicke, riesige Taue liefen senkrecht, kreuz und quer in die Höhe und bildeten ein netzartiges Gebilde, wie sie es in dieser Form, Größe

und Struktur noch nie gesehen hatte.

Mit fiebernden Blicken folgte sie dem Verlauf des Gebildes und kam immer mehr zu dem Schluß, daß es sich wohl um ein riesiges Spinnennetz handeln müsse. Allerdings nicht so symmetrisch wie ein irdisches…

Aber waren sie denn nicht auf der Erde? Sie waren durch den Geist-Spiegel des Hestus an einen Punkt getragen worden, der irgendwo in der sichtbaren Welt lag.

Doch das Gefühl der Unruhe und Angst wollte nicht von ihr weichen.

Irgendwie kam es ihr so vor, als wäre etwas schiefgegangen, als hätten sie einen Punkt erreicht, der nicht mit dem identisch war, den Ak Nafuur in seiner Botschaft angegeben hatte.

Das überdimensionale Geflecht wurde immer dichter. Die Öffnungen im Boden waren manchmal so groß, daß ein ausgewachsener Menschenkörper durchrutschte, wenn man nicht höllisch aufpaßte. Daß dies jedoch nicht zu leicht passierte, dagegen half die Klebrigkeit der Stränge, die weich wie Moos und elastisch wie Gummi waren, wie es schien.

Plötzlich erblickte Carminia etwas Ungeheuerliches. Es machte ihren Alptraum komplett.

Seltsam verbogen hingen mehrere dicke Stränge vor ihr. Aber diese waren nicht stumpf und ragten, in das Bodengeflecht hinein, sondern wuchsen separat in die Höhe. Sie endeten in ovalen, kopfgroßen Gebilden.

Es waren Köpfe!

Sie waren fahl, beinahe beinern und wiesen große Öffnungen für Mund und Nase auf. Die Schädel waren völlig blank und kahl – wie Totenköpfe.

Die runden Augenhöhlen jedoch waren geschlossen und öffneten sich, als würden schwarze Rollos blitzartig in die Höhe gezogen.

Von mehreren bernsteingelben, kalt glitzernden Augen, die in der schwarzen Höhle wie Tennisbälle auf und ab hüpften, wurde die Brasilianerin angestarrt.

Dieser intensive Blick mehrer Augenpaare gleichzeitig traf sie wie eine unangenehme körperliche Berührung. Carminia wußte, ohne eine Erklärung dafür zu haben, daß sie ihrem Mörder gegenüberstand!

*

Insgesamt waren es neun Köpfe, die an den armdicken Tentakeln wie Auswüchse klebten. Totenschädelähnliche Anhängsel, die lebten!

Die dunklen, wie große Löcher aussehenden Münder bewegten sich, die Kiefer mahlten, und dann zeigten sich blaugrüne, dolchartige

Raubtierzähne in dem lippenlosen Antlitz.

Ein hohles Lachen kam aus den knöchernen Kehlen. Alle neun stimmten ein, und es hörte sich an wie ein geisterhafter Totenchor.

»Wer bist du?« entrann es mechanisch den Lippen der Brasilianerin.

Unwillkürlich tastete ihre rechte Hand zum Armreif an der linken.

Velenas Armreif! Sie hatte ihn noch, aber im Moment nützte er ihr nicht. Selbst wenn sie ihn in die angegebene Richtung drehte, bedeutete ihre Unsichtbarkeit nicht die Rettung.

Solange sie sich im unmittelbaren Lebensbereich dieses Höllengeschöpfes befand, das ein Mittelding zwischen Riesenspinne und Krake war, konnte sie nicht fliehen.

Auch als Unsichtbare war sie körperlich anwesend. Und die Tentakel würden sie finden. Sie wußte es einfach, ohne dafür einen Beweis zu haben.

»Ich bin Klaschuk, der Wächter…«

Das Wesen konnte sprechen. Die Stimme kam aus allen neun Totenschädeln gleichzeitig. »Der Wächter der Geheimnisse, der Wächter des Vermächtnisses und der Wächter über Leben und Tod! Wo die Dämonen sich treffen, ist auch Klaschuk. Und wer die Dämonen bekämpft, die die Sicherheit dieser Region bewahren, der bekämpft Klaschuk. Aber Klaschuk ist nicht zu besiegen. Er ist wachsam, denn er ist der Wächter. Und wen Klaschuk auserwählt, für immer bei ihm zu bleiben, um sein Wissen und sein Leben zu ergänzen, für den gibt es keine Rückkehr…«

Die bernsteingelben, glitzernden Augen waren auf sie gerichtet, und Carminia hatte das Gefühl, als würden diese Mörderaugen sie sezieren und ihr auf den Grund der Seele sehen.

»Ich bin weder hinter deinem Geheimnis noch hinter dem Vermächtnis her«, sprach Carminia Brado. Die erste Furcht war verflogen. Ihre Stimme klang sicherer, fester. Hätte die Frau jetzt eine Waffe gehabt, sie hätte den Kampf mit dem Unwesen aufgenommen. Als Loana – in ihrem ersten Leben – war sie eine gefürchtete Kämpferin und Verteidigerin des Rechts gewesen. Diese Anlagen waren auch in ihrer zweiten Existenz als Carminia Brado enthalten. »Warum also hältst du mich fest? Ich wurde angegriffen, ich habe mich verteidigt. Laß' mich meines Weges ziehen…«

»Niemand hat dich veranlaßt, hierher zu kommen«, erhielt sie zur Antwort.

»Wo sind meine Begleiter?«

»Das weiß ich nicht. Es interessiert mich auch nicht. Um sie werden sich andere kümmern. Ich war auf dich eingestellt…«

Welch seltsame Antwort!

»Du – kennst mich?«

»Ich weiß von dir. Meine Aufgabe ist es, dich für immer hier zu behalten. Es gibt nichts, was mich daran hindern könnte. Du wirst meinen Hunger stillen und meinen Leib um eine Identität reicher machen…«

Die schrecklichen Köpfe wackelten vor ihr hin und her wie Halme im Wind.

Die Schädel waren sich irgendwie ähnlich, und doch wies jeder einen anderen Ausdruck auf.

Das waren keine natürlich gewachsenen Glieder.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in Carminia auf.

»Ein solches Fest ist selten«, röchelte es aus den zähnestarrenden Mündern. »Doch das Warten lohnt sich, die getroffene Auswahl stellt mich sehr zufrieden…«

Die Bestie war mordgierig. Sie stand auf einer niederen Entwicklungsphase und verfügte doch über erstaunliche Intelligenz. Intelligenz, die ihr offenbar von jenen zuteil geworden war, welche ihr zum Opfer fielen…

Fliehen! Ich muß weg von hier, hämmerten die erregten Gedanken in Carminias fieberndem Hirn.

»Flucht?« fragte es heiser und sarkastisch aus den neun Mäulern.

Sie fuhr zusammen. Konnte dieses unheimliche Geschöpf auch noch Gedanken lesen?

Nein! Ihre plötzliche Reaktion, ihr deutliches Zusammenzucken und das Wenden des Kopfes, das sie unwillkürlich und unbemerkt durchgeführt hatte, waren dem Krankenmonster nicht entgangen.

»Wohin soll die Flucht führen?« Ein teuflisches Lachen drang aus den Skeletthälsen. »Es gibt nur einen Weg – den in die Tiefe. Komm’, sieh’ ihn dir an!«

Es geschah etwas, das die gespenstische, unglaubliche Situation verstärkte und das Grauen der schönen Brasilianerin noch steigerte.

Die Köpfe begannen zu leuchten. Das Licht war grell und strahlte wie die Kegel von neun Taschenlampen gleichzeitig in die Tiefe. Die Lichtbahnen waren scharf gebündelt, wie bei Scheinwerfern im Filmstudio.

Über die Lippen Carminia Brados kam ein spitzer Schrei.

Schwindelerregend war die Tiefe, die die grellstrahlenden Köpfe aus der Finsternis herausrissen.

Die Frau hatte das Gefühl, auf dem Dach eines Wolkenkratzers zu stehen und hinabzustarren auf einen freien Platz.

Dort unten war auch etwas. Jemand… Eine Gestalt, groß wie eine Ameise!

Die grellen Lichter hüllten die Person ein und verwirrten ihn.

Der Mann dort unten starrte geblendet in die Höhe.

Zwischen dem Boden und dem unheimlichen Nest des

Krakenmonsters klaffte eine Entfernung von mindestens zwanzig Stockwerken.

Carminias spitzer Schrei verwehte und kam unten kaum an. Und doch schien die Gestalt in der Tiefe zu begreifen, wer dort oben angelangt war.

»Er sucht dich schon lange«, tönte die widerliche Stimme aus den neun Mäulern. »Vielleicht entdeckt und erkennt er dich, wenn…«

Es ging blitzschnell.

Sie erhielt einen Stoß vor die Brust, während der weiche Boden unter ihren Füßen gleichzeitig zurückwich wie eine Falltür.

Carminia Brado fand keine Gelegenheit mehr, sich irgendwo festzuhalten.

Sie fiel.

Wie ein Stein stürzte sie rasend schnell in den Abgrund!

*

»Ich bin Ska-Um, der Magier der Guuf«, sagte der blaue Totenschädel. »Ich bin an den Ort zurückgekehrt, an dem Vontox, der Große, der Mächtige, mich in die Geheimnisse von Raum und Zeit einweihte. Mein Einfluß ist nicht groß, aber groß genug, um dir Rede und Antwort zu stehen, denn durch deine Hand bin ich an den Ausgangspunkt zurückgekehrt. So schließt sich der Kreis. Frage! Denn es ist allein dein Recht, durch mich zu erfahren, was du wissen willst.«

»Was ist dies für ein Ort?« stellte Hellmark seine erste Frage.

»Es ist eine der Altarhallen Vontox'. Es gibt deren viele in dieser Welt. Sie sind wie Stützpunkte.«

»In dieser Welt? Was für eine Welt ist das?« Nun würde er endlich Aufklärung darüber erhalten.

»Es ist Lemuria…«

Hellmark glaubte nicht richtig zu hören.

»Lemuria?« fragte er verwirrt. »Der Kontinent ist vor Jahrmillionen untergegangen! Sind dies die Reste? Liegen sie unter dem Meer? Ist diese riesige Höhle, in der ich angelangt bin, ein Hohlraum, der ringsum von gewaltigen Wassermassen umgeben ist?«

»Du kannst die wahre Geschichte Lemurias nicht kennen. Ich werde dir Rede und Antwort stehen. Lemuria ist untergegangen. Ja. Doch der Kontinent ist nie auf dem Grund des Meeres angekommen, wo man ihn heute noch vermutet. Mächtige Kräfte haben ihn aus dem Raum-Zeit-Gefüge gerissen, in dem er ursprünglich zu Materie wurde. Nur so wurde die wahre Kultur, die ursprüngliche Kraft bewahrt, die diesen Kontinent von Anfang an auszeichneten. Vontox hat mit dazu beigetragen, daß diese Welt in ihrer wahren Gestalt erhalten blieb. Nicht auf der Erde, wo ihre Zeit abgelaufen war. Neue Kontinente

entstehen, alte vergehen… Geburt und Tod im großen wie im kleinen. Dieser Gesetzmäßigkeit wurde im Fall Lemuria ein Riegel vorgeschoben…«

»Dies bedeutet also, daß Lemuria in einer anderen Dimension oder in einer Parallelwelt liegt, nicht wahr?«

»Lemuria liegt in einer Parallelwelt. Dorthin haben die magischen Kräfte der Großen ihn versetzt.«

»Wer sind die Großen?«

»Diese Frage kann ich dir nur halb beantworten. Ich bin nicht sehr mächtig, wie du weißt. Vontox ist *einer* der Großen…«

»Wo ist Vontox jetzt und was für eine Aufgabe erfüllt er?«

Während Björn diese präzisen Fragen stellte, gingen ihm gleichzeitig viele andere durch den Kopf.

Schon jetzt zeigten die Antworten Ska-Ums, daß er mit Dingen konfrontiert wurde, die er nicht erwartet hatte.

Lemuria in einer Parallelwelt! Und durch den Spiegel des Hestus war ihm der Weg dorthin gelungen! Das war etwas, das ihn intensiv beschäftigte und neue Fragen aufwarf. Was er hier erfuhr, widersprach den Hinweisen in der letzten und vorletzten Botschaft Ak Nafuurs. Der Freund hatte ihn ausdrücklich wissen lassen, daß nur ein einziger Punkt im Spiegel des Hestus die Möglichkeit eröffnete, eine andere Dimension zu erreichen. Alle sonstigen Punkte würden auf der Welt liegen, in der sie geboren worden waren. Der einzige Ausnahmefall stellte Xanoeen, die Welt der Drachentöter dar – und lebhaft wurde er an sein Gespräch mit Chomool, dem König der Drachentöter, erinnert. Es schien ihm, als schließe sich auch für ihn ein Kreis, nicht hur für Ska-Um…

Chomool hatte gesagt: »Xanoeen hat erst eine Chance, wenn Lemuria dorthin zurückgekehrt ist, wo es einst lag!«

Björn hatte diese Worte zu dem Zeitpunkt, als sie zu ihm gesprochen wurden, nicht verstanden. Nun ergaben sie auch für ihn einen Sinn.

Lemuria befand sich nicht mehr dort, wo man es vermutete. Es war in ein Paralleluniversum versetzt worden. Im natürlichen Ablauf war ein Ungleichgewicht eingetreten, das sich auf die Welt Xanoeen und damit auf das Leben und Schicksal der dort existierenden Völker – der Humanoiden und der intelligenten Drachen – auswirkte.

»Vontox ist nicht hier«, erfolgte die Antwort auf seine letzte Frage. »Niemand weiß, wo er ist, ob es ihn noch gibt, ob er jemals wieder erscheinen wird…«

Die Antwort ähnelte einem Orakelspruch.

Dafür konnte Ska-Um auf die nachfolgende Frage um so präziser antworten.

»Lemuria ist so alt wie die Welt. Bist du seit Anbeginn der Zeiten

auf dem Urkontinent – oder hat dich etwas hierher verschlagen?« Björn hoffte, mit dieser Frage, die den Guuf und damit das Volk der rätselhaften Rasse direkt betraf, endlich über Art und Herkunft der Kugelkopfrasse mehr zu erfahren. Die Gelegenheit war günstig.

»Die Guuf waren schon, als es Lemuria noch nicht gab. Wir kommen von einem anderen Stern und sind auf der werdenden Erde gestrandet. Einige von uns überstanden das Unglück und haben begonnen, auf der Erde Fuß zu fassen. Ich geriet nach Lemuria. Als der Zeitpunkt des Untergangs feststand, hielt ich mich jedoch schon nicht mehr auf diesem rätselhaften Urkontinent auf. Ich war in die Hände von Plünderern und Räubern geraten, denen ich zum Opfer fiel. Auf abenteuerlichen Wegen geriet ich auf verschiedene Kontinente. Andere Zauberer und Adepten, die glaubten, genügend Kenntnisse über die geheimen Mächte zu haben, sorgten für meine Irrfahrt durch die verschiedenen Zeitalter. Bis ich schließlich zum Gegenstand der Verehrung wurde…«

Er spielte damit darauf an, daß er bei einem afrikanischen Volk in Form eines Totems vergötzt wurde.

In einer unbekannten Erdhöhle, mitten im Herzen Afrikas, fand schließlich Björn Hellmark aufgrund eines Hinweises von Jim, dem Guuf, die Totems und damit auch den blauen Totenschädel, der darin verborgen war.

Björn hätte am liebsten tausend Fragen gleichzeitig gestellt. Es gab so viele Verwicklungen und Querverbindungen, über die er einfach mehr wissen mußte.

»Kennst du die Welt Xanoeen?«

»Ja«, entgegnete der blaue Totenschädel.

»In welcher Beziehung steht sie zu Lemuria?«

»Wenn Lemuria wieder dorthin zurückkehren wird, wo es einst lag, wird sich auch Xanoeens Schicksal verändern…«

Damit erfuhr er nichts Neues. Das waren praktisch Chomools Worte, nur anders wiedergegeben.

»Und wie wird das passieren?«

»Das weiß allein – Vontox…«

»Er also kennt die Zukunft?«

»Ja. Und nicht nur sie. Er kennt auch die Vergangenheit und die Gegenwart. Sein Geist hatte jede Zeit durchstreift. Die Spuren, die jedes Ereignis in der Gleichzeitigkeit der Zeit hinterläßt, kann er am besten deuten und lesen.«

Vontox schien ein wichtiger Faktor in der Geschichte Lemurias und in Ska-Ums Dasein zu sein.

Um allein über dieses Phänomen mehr zu erfahren, waren zahlreiche Fragen und Antworten notwendig.

Sie erforderten Zeit. Die hatte er nicht.

Ein bestimmter Auftrag Ak Nafuurs, nämlich der 10. Weg in die Dimension des Grauens, führte ihn hierher. Da war eigentlich nur eine einzige, jedoch ganz entscheidende Frage. Ihre Beantwortung gab den Ausschlag über Erfolg oder Mißerfolg seiner Mission. Die Frage nach dem Grab sollte er stellen…

Doch bevor er das tat, wollte er noch etwas wissen, das ihn nicht minder stark beschäftigte und die jüngste Vergangenheit und seine Begleiter betraf.

»Ich bin allein gekommen«, leitete er seine Frage ein.

»Ich weiß«, antwortete Ska-Ums Totenkopf, noch ehe Björn seine weiteren Ausführungen gemacht hatte.

»Dann kannst du hellsehen oder verfügst über die Gabe der Präkognition…«

»Nein. Ich habe es bemerkt. Ich war schließlich die ganze Zeit über bei dir.«

»Was ist aus meinen Freunden geworden?«

»Sie sind in der Felsenhalle zurückgeblieben. Die Frau fiel Klaschuk in die Hände.«

»Kl… a… schu… k?« dehnte Hellmark dieses Wort.

»Er ist einer der Wächter in den magischen Tempelhallen. Wer in seine Fänge gerät, ist verloren.«

Hellmarks Miene erstarrte. »Führ' mich zu Klaschuk, zeige mir den Weg!«

»Das ist nicht meine Aufgabe.«

»Dann werde ich dich vernichten!« Er hob das Schwert des Toten Gottes und ließ es bedrohlich über den blauen Guuf-Schädel schweben. »Sag' mir, was ich wissen will!«

»Du tätest dir keinen Gefallen«, klang es dumpf und monoton aus dem Knochenmaul. »Was nützt es dich, wenn du mich vernichtest. Ich bin der einzige, der dich führen, der deine Fragen beantworten kann. Wenn du die Kommunikation abbrichst, ist es dein Ende. Der Weg, den du gehen mußt, ist dir vom gleichen Augenblick an verbaut. Schlag' dir deine Hoffnung, was die Frau betrifft, aus dem Kopf. Nichts und niemand kann sie retten…« Und dann beschrieb Ska-Um Klaschuk. Hellmarks Nackenhaare sträubten sich.

»Wie konnten wir nur in einen derartigen Hinterhalt geraten?« entrann es unwillkürlich seinen Lippen.

»Darüber weiß ich nichts. Es ist das Geheimnis Vontox' und seiner mentalen Kräfte. Die in den Tempelhallen leben – sind Diener der unbesiegbaren, mächtigen Rha-Ta-N'my, der Mutter allen Lebens, der Herrscherin über das Universum… Rha-Ta-N'mys Pläne sind unergründlich…«

»Was weißt du über das Grab?« fragte Hellmark unvermittelt mit scharfer Stimme.

Plötzlich drängte es ihn, die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen, dann Kontakt mit Rani aufzunehmen und zu versuchen, Carminias Schicksal zu klären. Über das Arsons und Danielles wußte Ska-Um nichts auszusagen.

»Das Grab in Lemuria ist das Zeichen des Sieges für die Herrschenden«, antwortete der Totenkopf. »Du kannst es aufsuchen und anschauen. Es liegt mitten in der Bucht und wird gebildet aus erstarrter Gischt, die ihren Körper umrahmt.«

»Ihren Körper? Was meinst du damit?«

»Der Leib der Toten ist gleichzeitig der Grabstein der denkwürdigen Stätte. Und in regelmäßigen Abständen kommt der Meeres-Vampir, um nachzusehen, ob sein zu Stein gewordenes Opfer sich noch an Ort und Stelle befindet. Du wirst sie und den Vampir sehen, und dann wird sich zeigen, ob du ihn besiegen kannst. Ein Barbar soll die Fesseln der versteinerten Prinzessin lösen können.«

»Was hat das alles zu bedeuten?« Hellmark war mit der Antwort des Guuf-Totenschädels nicht voll zufrieden.

»Das Grab ist der Weg. Ich sage dir, was ich weiß. Mehr – vermag ich auch nicht, denn meine Rückkehr hat mit dem Grab nichts zu tun.«

Ska-Ums Stimme klang leiser, als würde ihm plötzlich die Kraft fehlen, weiterzusprechen – oder als würde er ermüden.

Das ohrenbetäubende Knirschen und Krachen ließ ihn herumwirbeln.

Seine Augen weiteten sich.

Der Zugang des Stollens, durch den er gekommen war, schloß sich.

Mächtige Steinquader setzten sich von der Seite her in Bewegung.

»Nein!« Hellmark stürzte mit einem Aufschrei der neu entstehenden Wand entgegen und versuchte, die in Bewegung geratene Mauer aufzuhalten. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen den massiven Steinklotz.

Knirschend schloß sich der letzte Spalt, und Björn mußte blitzschnell seine Hände zurückziehen, damit sie ihm zwischen den Steinklötzen nicht zerquetscht wurden.

Schweratmend legte er sich gegen die Wand und suchte nach einem Mechanismus, um das Geschehen rückgängig zu machen.

»Warum werde ich gefangen gehalten?« fragte er tonlos und löste sich mit einem Ruck von der Mauer.

»Du hast nach dem Grab gefragt. Ich habe dir geantwortet…«

»Was hat das damit zu tun, daß mir der Rückweg abgeschnitten wird?«

»Es gibt nur einen Weg, der zum Grab führt. Was brauchst du da noch den Tunnel?«

»Dann hast du also die Entscheidung getroffen…«

»Nein!« fiel Ska-Um ihm ins Wort. »Ich habe nichts damit zu tun.

Ich kann nur antworten…«

»Dann beantworte mir die Frage, warum ich hier festgehalten werde?«

»Du wirst nicht festgehalten. Mit der Frage nach dem Grab hast du die Richtung deines weiteren Weges selbst bestimmt. Es gibt von nun an nur noch einen Ausgang…«

Unwillkürlich wanderten Hellmarks Blicke zu den beiden großen Wandöffnungen jenseits des Altars.

Dort veränderte sich nichts.

Er konzentrierte sich auf den Tunnel, durch den er gekommen war und unternahm einen intensiven Versuch, seinen Doppelkörper jenseits der ihm nun gesetzten Barriere entstehen zu lassen.

Nichts tat sich. Die Dämonenmagie in diesen unheiligen Hallen war so massiv vorhanden, daß sie seine Fähigkeit aushöhlte.

Die Todfeinde hatten entweder dazugelernt, oder sie konnten an diesen gewissen Orten einfach massiver gegen ihn vorgehen, ohne die Abwehrmittel allzu sehr zu fürchten. Es gab eine dritte Möglichkeit. Sie, die Dämonen, die diese Welt mit ihrem Denken und Fühlen massiv beeinflußten, bildeten eine Schutzschicht gegen die Kräfte, die Hellmark und seine Helfer einsetzten – und sie kalkulierten dabei Tod und Untergang mit ein, weil sie offensichtlich der Meinung waren, durch diesen konzentrierten Einsatz schließlich doch die Gegner niederzuzwingen.

Hellmark ging zum Altar und wollte den Totenkopf von dem Aufsatz nehmen.

Der blaue Schädel, der wieder eine undurchsichtige Struktur angenommen hatte, saß wie angegossen.

Er ließ sich nicht mehr abnehmen. Hellmark konnte machen, was er wollte.

»Ich werde zurückkommen, Ska-Um«, stieß er aufgebracht hervor. »Und wir werden gemeinsam einen Weg finden, um die Barriere niederzureißen. Du kennst eine Möglichkeit, dessen bin ich sicher. Wenn du mir diesen Weg nicht zeigst, wird es dein Schaden sein. Dann wird deine Rückkehr hierher nur von kurzer Dauer gewesen sein. Ich spalte deinen Schädel in vier Teile, darauf kannst du dich verlassen…«

Er umrundete den rätselhaften Altar. Der Totenschädel schwieg beharrlich.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ kampfbereit in der Rechten, stürzte der Mann von Marlos auf die linke Treppe zu, die im Mauerwerk verschwand.

Steil und scharf gewunden führten die Stufen in gespenstische Dämmerung.

Die Wände, die ihn umgaben, waren nicht glatt. Sie sahen wellig,

gerippt aus, so daß sich ihm unwillkürlich der Eindruck aufdrängte, er würde durch einen gigantischen Schlund aus Stein wandern.

Anfangs kam Hellmark rasch vorwärts. Je höher die Treppe wurde, desto langsamer wurde er. Die Kräfte ließen nach. Aber er verhielt nicht, um eine Pause einzulegen.

Auch die längste Treppe ging mal zu Ende.

Und plötzlich spürte er einen kühlen Luftzug.

Wind!

Der Geruch von Salzwasser streifte seine Nase…

Von diesem Moment an lagen noch rund dreißig Stufen vor ihm.

Dann änderte sich der Lichtstrahl, die stickige Treibhausluft wich einer frischen Brise, und vor ihm dehnte sich steiniger Strand, an den die Wellen eines dunklen Meeres fluteten. Die Spitzen der Wellen waren schaumbedeckt.

Der Himmel glühte in der Ferne in einem dunklen, rätselhaften Rot. Riesige Wolkenberge wälzten sich dicht über dem aufgewühlten Meer, aus dem manchmal schaumige Fontänen sprangen, als würde es kochen.

Dann sah Hellmark das Grab. Das Herz des blonden Abenteurers stockte, und es schien, als wolle es für immer stehen bleiben. Er sah das Grab – Carminia Brados!

*

Sie schlug um sich, strampelte mit den Beinen und suchte irgendwo nach einem Halt.

Aber den gab es nicht.

Sie raste immer schneller werdend in den Abgrund. Die Luft pfiff um ihren Kopf, ihr langes, schwarzes Haar wehte wie eine Fahne hinter ihrem Kopf.

Die winzige Gestalt unten am Boden kam genau so rasend näher.

Mit fiebrig glänzenden Augen erkannten sich beide.

»Rani!« röchelte Carminia Brado.

»Carminia?!« stieß der Inder hervor, als er die weibliche Gestalt aus der Höhe herabsausen sah.

Im hellen Licht, das die neun unheimlichen Köpfe in der Höhe verursachten, entging dem Inder und auch Carminia nichts.

Sie war bei vollem Bewußtsein und erkannte die tödliche Gefahr mit jeder Faser ihres Herzens.

Sie war noch fünf Meter vom Felsenboden entfernt.

Sie würde darauf zerschmettern!

Auch Rani Mahay konnte an diesem grausamen Schicksal der Brasilianerin nichts ändern. Selbst wenn er noch in die Flugbahn der Brasilianerin sprang und versuchte, die Wucht ihres Aufpralls mit

seinem Körper aufzufangen, würde er den sicheren Tod der Frau nicht verhindern können.

Carminia kam auf ihn zu wie ein Geschoß.

Da schwang etwas wie ein riesiger dunkler Pendel von der Seite her in sein Blickfeld.

Mahay erhielt einen Stoß in die Seite, daß ihm die Füße unterm Leib weggerissen wurden, und er stürzte.

Carminia schrie.

Zwei Meter über dem Boden war der mächtige Tentakel da, schlang sich ruckartig um ihren Leib und schwang sie über den Felsboden.

Mahay, der herumrollte, stöhnte, als er das Unheimliche sah.

Zum zweiten Mal registrierte er die gewaltige Tentakel, die schon mal in Erscheinung getreten war und Carminia entführt hatte.

Nun war sie zu ihrem Lebensretter geworden.

Aber aus einem makabren Grund!

Carminia Brado war nichts weiter als ein Spielball in den Klauen eines unfaßbaren Geschöpfs, das in schwindelerregender Höhe in seinem Tentakelnest lauerte und dem nichts in der Tiefe entging.

Carminia war und blieb Gefangene. Ihr Tod war beschlossene Sache… Ihr Schicksal sollte sich jedoch nicht durch einen Sturz aus der Höhe erfüllen, sondern in den Reißzähnen der totenkopfähnlichen Schädel, die sich ein grauenvolles Spiel ausgedacht hatten.

Carminia Brados unerwartete Rettung veranlaßte den Inder, alles auf eine Karte zu setzen und aus der vorübergehenden Rettung eine dauernde zu machen, wenn es ging.

Im Geisterlicht der Köpfe schwebte Carminia, umklammert von einer weichen, elastischen und armdicken Tentakel, direkt über dem Inder.

Wie von einer Tarantel gebissen, sprang Mahay plötzlich in die Höhe.

Er holte aus und schlug mit ungeheurer Wucht zu.

Die Schwertklinge sauste auf den dicken, weichen Arm herab und hackte tief in das Fleisch des unfaßbaren Lebewesens. Eine kränklich aussehende, grünrote Brühe spritzte aus der tiefen Wunde.

Ein zweiter Hieb mit dem anderen Schwert, noch ehe er das erste aus der Tentakel gezogen hatte.

Der Schlag von links, unmittelbar über Carminia Brados Kopf, trennte die weichen, elastischen Muskelstränge bis auf wenige Fasern durch.

Ein wildes, urwelthaftes Brüllen raste durch die unterirdische Kathedrale des Bösen, in der die Dämonen hausten, in der Arson und Danielle verschwunden waren, in der Klaschuk sein Todesnest hatte.

Carminia reagierte und half mit, dem Unheil entgegenzuwirken.

Sie warf sich in einer Drehbewegung herum. Mahay kam ihr zu Hilfe, ehe der schlaffe Greifarm durch einen anderen ersetzt werden konnte.

Ein Ruck – und die letzten Fasern rissen durch wie dünne Fäden.

Das grün-rote Blut ergoß sich über sie beide wie eine Dusche.

Carminia fiel in Mahays Arme. Der rannte sofort seitwärts davon.

»Danke, Rani, danke«, stammelte Carminia, die die Wende der Dinge noch nicht begreifen konnte.

»Keine Zeit für Lobeshymnen! Noch haben wir's nicht geschafft. Den Armreif, schnell, Carminia!«

Darauf setzte er jetzt seine ganze Hoffnung.

Carminia drehte mit zitternder Hand Velenas Armreif in die entsprechende Richtung.

In der gleichen Sekunde sah man sie nicht mehr. Und die gleiche magische Tarnkraft wirkte sich auch auf Rani Mahay, den Koloß von Bhutan, aus.

Alles, was Carminia berührte, wurde ebenfalls unsichtbar.

Mehrere Riesententakel schwangen wie titanenhafte Lianen von der weit entfernten Decke herab, die mindestens achtzig bis hundert Meter entfernt lag.

Die glühenden Köpfe begannen zu flackern, das Licht um sie herum wurde unruhig und blaß, erlosch aber nicht ganz. Mit ungeheurer Kraft rasten sie an den endlos langen Tentakeln in die Tiefe, als würde eine Kabeltrommel aufgerollt.

Vier, fünf, sechs Riesententakel klatschten auf den Boden. An ihnen waren keine Köpfe befestigt. Wie Saugnäpfe fraßen sie sich fest und bildeten einen Wald, durch den Carminia und Rani, Hand in Hand, laufen mußten.

Die beiden Menschen befanden sich noch längst nicht in Sicherheit.

Sie waren zwar unsichtbar und konnten von den zuckenden Tentakeln und den suchenden Köpfen nicht optisch wahrgenommen werden – doch sie waren deswegen nicht körperlos. Wenn sie eine Tentakel berührten, würde das ein Alarmzeichen für Klaschuk sein, der sofort zupacken würde, auch wenn er sie nicht sah.

Das Ungeheuer tobte vor Schmerz und Wut.

Wie gigantische Peitschen ließ es die dicken Tentakeln durch die Luft sausen. Alles ringsum die beiden Fliehenden schien zu leben, zu atmen.

Das Ziel der beiden Marlos-Bewohner war jener Fixpunkt, an dem sie von der Insel aus materialisiert waren.

Erst mal 'rauskommen aus dem Dilemma und die Gefahr hinter sich bringen, das war die Devise dieser entscheidenden Sekunden.

Ein Schwert hatte Mahay bei seinem Rettungsversuch eingebüßt.

Es lag auf dem Boden und wurde von Klaschuk emporgerissen, gepackt und mehrfach zerbrochen.

Die Tentakel, mit denen er diese Handlungen vornahm, waren dünner und wirkten auch äußerlich kompakter. Rani wurde unwillkürlich an Hartgummistränge erinnert…

Geduckt liefen der Inder und die Frau, deren Herz wie rasend schlug und die wegen der durchgemachten Strapazen nicht so schnell vorwärts kam wie sonst, quer durch die riesige domartige Halle.

Die flackernden Totenköpfe mit den gefletschten Gebissen glitten wie rachedürstende Gespenster durch die aufgewühlte Luft.

Der Weg zu dem angestrebten Punkt war ihnen versperrt!

Wie die Stämme in einem riesigen, undurchdringlichen Zauberwald standen die massigen Tentakel vor ihnen und bildeten eine Mauer, die weiter verstärkt wurde. Immer und immer wieder klatschten aus der Höhe die gewaltigen Schlangenleiber herab. Klaschuk war ein Riesenmonster und verfügte nach irdischen Maßstäben über Ausmaße, die sie in namenloses Grauen versetzten.

Da strauchelte Carminia Brado.

Ihre Hand glitt von der Ranis, und sie stürzte zu Boden.

Carminia Brado, als Trägerin des Tarnreifs, blieb im Unsichtbaren.

Aber Rani tauchte sofort aus dem Nichts auf und bot sich den bernsteingelben, mordgierigen Augen dar wie auf einem Tablett.

Eine Kopftentakel raste sofort auf ihn zu.

Das Knochenmaul mit dem dolchartigen Raubtiergebiß war weit aufgerissen.

Die Zähne waren scharf wie Rasiermesser.

Mahay handelte augenblicklich. Da gab es keine Zeit zu verlieren.

Er war eine Zehntel-Sekunde schneller als die Monsterbestie.

Mit beiden Händen hatte er den Schwertgriff umfaßt. In den Hieb legte er seine ganze Kraft.

Zack, machte es…

Genau hinter dem knöchernen Hals kam die Klinge auf. Kopf und Hals wurden voneinander getrennt.

Der Knochenschädel rumpelte über den Felsenboden, die Tentakel schnellte in die Höhe, und das Monsterblut traf Mahay in einem Strahl vor die Brust, daß er zurückgeworfen wurde.

Auf dem Boden entstand im Handumdrehen eine glitschige Lache, in der auch er ins Rutschen kam.

Da schnellte Carminia schreckensbleich auf ihn zu und faßte nach seiner Hand.

Auch Mahay verschwand wieder in der Unsichtbarkeit.

Die Brasilianerin und der Inder erhoben sich und verließen die grün-rote Blutlache so schnell wie möglich.

Klaschuk brüllte wie von Sinnen.

Die Atmosphäre in der Treibhausluft der Kathedrale war chaotisch.

Die Stentorstimme klang wie Donnergrollen und ließ die Luft erzittern. Das Klatschen der Tentakel auf den Felsboden vermischte sich mit dem hohen Pfeifen und Kreischen, wenn die Kopftentakel durch die Luft schnellten.

Der abgeschlagene Kopf blieb zwischen den senkrecht auf dem Boden stehenden Tentakeln liegen.

Er verfärbte sich – und zerfiel zu Staub.

Mahay und Carminia Brado bekamen dies nur am Rand mit.

Genau an der Stelle, wo sie eben wieder auf die Beine gekommen waren, schnellten zwei weitere Köpfe dicht nebeneinander auf sie zu.

Klaschuk begriff das Spiel mit der Unsichtbarkeit und stellte sich darauf ein.

»Aus dem schnellen Sieg wird nichts«, stieß Rani hervor, »nun heißt's Zentimeter für Zentimeter an Boden gewinnen. Hoffentlich halten wir das durch…«

Und noch während er das sagte, schlug er ein zweites Mal zu. Diesmal im Schutz der Unsichtbarkeit.

Klaschuk verlor seinen zweiten Kopf.

Der dritte schnellte herum. Auf gut Glück stieß die Monster-Bestie in die Richtung vor, wo sich aufgrund des Angriffs der Inder befinden mußte.

Mahay registrierte die tödliche Gefahr mehr unbewußt, denn bewußt.

Die Zähne waren direkt vor ihm, und er konnte das Schwert nicht so schnell herumreißen, um erneut einen Erfolg zu erringen.

Er tauchte mit einem Hechtsprung seitlich weg.

Nicht mehr rechtzeitig genug…

Die Zähne streiften seinen Hals. Mahay stöhnte und hatte das Gefühl, als hätte ein frisch geschliffenes Sägeblatt ihn erwischt.

Die Haut sprang auf, Blut sickerte hervor.

Geduckt liefen die beiden Menschen unter den suchenden, durch die Luft gleitenden Köpfen hinweg.

»Ich werde euch finden!« erklang Klaschuks Titanenstimme wie Donnergrollen durch die Halle. »Es wird mir ein Vergnügen sein, euch zu fressen! Eure Köpfe werden meine Arme schmücken, so wahr ich Klaschuk, der Wächter, bin…«

*

Ihre Lage war kritisch.

Rani versuchte das beste daraus zu machen.

»Wir ziehen uns zum Eingang des Tunnels zurück!« wisperte er.

Es gelang ihnen, den zuckenden und suchenden Tentakeln

auszuweichen, den Eingang zum ›Tunnel der Verzweifelten‹ zu erreichen. Aber sie konnten ihn nicht betreten. Klaschuks Tentakel hinderten sie daran.

Die riesenhaft gewundenen, zuckenden Körperteile glitten an den Säulen entlang und rutschten über den Boden, so daß sie unerwartet in die Höhe springen mußten, um nicht wie Kehricht fortgefegt zu werden.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, wurde ihre Lage prekärer – und Klaschuks Zorn und Wut nahmen zu.

Die Tentakel schlangen sich um die Säulen. Immer mehr der schlangengleichen Körperteile des Riesenmonsters kamen aus der Höhe herab und lösten das ganze Nest auf, in das Klaschuk sich eingebaut hatte.

Von den Säulen und Stützpfeilern lösten sich Teile des Reliefs, die die Tentakel einfach abdrückten.

Doch damit gab sich der Riese nicht zufrieden.

Ihm lag daran, die beiden armseligen Menschen, die er unflätig beschimpfte, zu vernichten. Dazu war ihm jedes Mittel recht.

Mörtel und Steine lösten sich aus den Säulen und krachten schwer zu Boden.

Klaschuk riß und drückte an einer der dicken Säulen.

Krachend entstanden Risse, Steine polterten auf den Boden herab, und dann geriet die ganze Säule ins Wanken.

Gewaltige Steinmassen lösten sich aus dem Verband. In den Adern der beiden Menschen gefror das Blut.

»Er bringt die Halle zum Einsturz!« flüsterte Carminia Brado entsetzt.

*

Er war von der Darbietung nicht gleich nach Hause gefahren.

Was er gesehen, gehört und erlebt hatte, beschäftigte ihn, und Richard Patrick hatte das Gefühl, unter elektrischer Spannung zu stehen.

Im nachhinein kamen ihm viele Fragen in den Sinn, die er gern gestellt hätte. Und erst jetzt – in der Reflektion der Gedanken – begriff er manches.

Shoam, dem Inder, mußte er eine geschickte und klare Handlungstaktik bescheinigen. Er hatte sich wirklich bemüht, ohne Hokuspokus den Fall darzulegen.

Patrick war überzeugt davon, daß an der Aufrichtigkeit des Gurus nicht zu zweifeln war und ernsthafte Sorgen ihn dazu veranlaßt hatten, eine Auswahl von Persönlichkeiten sich heute abend einzuladen und zu informieren.

Patrick war zu aufgewühlt, um gleich nach Hause zu fahren.

Er steuerte eine kleine Bar an, nahm dort einen Drink und versuchte sich zu zerstreuen. Eine rothaarige Schöne, der er einen Gin Fizz spendierte, war etwas enttäuscht, als er nicht damit einverstanden war, daß sie auf seinen Schoß rutschte.

Patrick blieb nur eine halbe Stunde, sah sich eine Striptease-Darbietung an und verließ dann wieder die Bar.

Seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit dem gleichen, und er wurde das Gefühl nicht los, daß eine große Gefahr im Verborgenen lauerte. Eine Gefahr, die durch Sarash ausgelöst werden konnte…

Er hatte durch das Gespräch mit Shoam zwar eine ganze Menge erfahren, aber es reichte bei weitem nicht aus, um jene Fragen zu klären, die aufgetaucht waren.

Patrick hatte den Wunsch zu einem Gespräch unter vier Augen mit dem Inder.

Der Verleger fuhr ruhelos kreuz und quer durch die Stadt und wollte weder nach Hause noch in die Büroräume, obwohl es ihn dahinzog. Am liebsten hätte er sich in die Arbeit verkrochen, um die quälenden, ihn belastenden Überlegungen zu verdrängen.

Doch noch stärker zog es ihn in die Straße, in der Shoam wohnte.

Als er langsam dem Apartmenthaus entgegenrollte, sah er den Menschenauflauf. Mehrere Polizeifahrzeuge standen mit blitzenden Rotlichtern am Straßenrand.

Vorbeikommende Fahrzeuge, die anhalten wollten, wurden weiter gewunken.

Auch Patrick wäre es so ergangen, hätte er seinen Presseausweis nicht vorgewiesen.

»Was ist denn passiert?« fragte er einen Cop. Sein Blick ging unwillkürlich an der Hausfront empor und blieb in der siebenten Etage hängen. Dort, in Shoams Wohnung, waren sämtliche Fenster hell erleuchtet. Doch das brauchte nichts zu bedeuten. Durch das, was immer auch in diesem Wohnhaus passiert war, waren in fast allen Stockwerken die Fenster erleuchtet. Aber seltsamerweise hatte Patrick plötzlich ein ungutes Gefühl in der Magengrube.

»Ein Mann wurde ermordet, Sir«, erfuhr er. »Ein Inder, soviel bis jetzt bekannt ist…«

Patrick hörte nur mit halbem Ohr hin.

Im Eilschritt lief er auf den Hauseingang zu. Dort waren bereits Leute vom Spurensicherungsdienst bei der Arbeit.

Aus dem Haus wurde ein Zinksarg getragen. Bei den Leuten, die das makabre Behältnis begleiteten, befand sich auch Steven McKensey.

»Endlich ein vertrautes Gesicht«, sagte Patrick schnell. »Wären Sie nicht hier gewesen, Steven, hätte mich das auch gewundert…«

McKensey verzog die schmalen Lippen zu einem flüchtigen Grinsen. »Aber auch Sie wissen schon Bescheid, Rich. Das beweist, daß ich vielleicht doch auf's richtige Pferd gesetzt habe…«

McKensey war New Yorks bekanntester Kriminalreporter. Für alle namhaften Zeitungen und Magazine schrieb er freiberuflich. McKensey hatte einen hervorragenden Draht zu den einzelnen Revieren und erfuhr von ›Fällen‹, noch ehe sie zu solchen geworden waren.

Auch für ›AMAZING TALES‹ hatte er den einen oder anderen Artikel schon verfaßt. Nicht selten war es der Fall, daß ein Mord Auftakt zu einem Ereignis war, das in jene Grenzbereiche paßte, für die Patrick und sein Team sich interessierten. Und McKensey war mit der Arbeit des Amazing-Teams sehr gut vertraut.

»Ich muß Sie enttäuschen, Steven«, erwiderte Patrick auf die Bemerkung des Reporters. »Bin zufällig hier vorbeigekommen und habe den Auflauf gesehen. Was wissen Sie bisher?«

»Leider noch viel zu wenig. Shoam, den Guru, hat's erwischt…«

Patrick ließ sich seine Erregung nicht anmerken.

»… eine Nachbarin, die spät nach Hause kam, entdeckte, daß seine Wohnungstür offen stand und noch Licht brannte. Sie hat nachgesehen – und die Leiche entdeckt. Shoam wurde der Hals durchgeschnitten.«

Richard Patrick schluckte.

»Sie kennen den Inder, nicht wahr?« schoß McKensey seine Frage unvermittelt ab.

»Er ist eine stadtbekannte Persönlichkeit. Ich weiß nichts Intimes über ihn, wenn Sie das meinen, Steven«, zog Patrick sich geschickt aus der Affäre.

Der Reporter nickte. »So kennen wir ihn alle.«

»Hat die Polizei schon einen Verdacht?«

Patrick sah dem Sarg nach, der in einem bereitstehenden Leichenwagen verstaut wurde.

»Sie vermutet entweder einen religiösen Eiferer – oder einen Konkurrenten. Vielleicht ist's weder das eine noch das andere«, zuckte McKensey die Achseln.

»Und was weckt Ihre Zweifel?«

»Die Entführung. Der Junge ist weg.«

»Welcher Junge?« stellte Richard Patrick sich dumm und hielt sich an die Spielregeln, die Shoam ihnen empfohlen hatte.

»Sarash, sein Adoptivsohn. Er hing an ihm in abgöttischer Liebe. Sarash ist verschwunden. Es scheint, als sollte der Junge entführt werden. Shoam hat etwas bemerkt, und der Täter hat die Nerven verloren. Die Gans, die er eigentlich ausnehmen wollte, hatte er gleich geschlachtet. Sarash wird bereits wie eine Stecknadel im Heuhaufen gesucht. Eine Großfahndung wurde ausgelöst. Der Fall hat gewisse Spitzen, Rich.«

Wenn Sie ahnen würden, welche! ging es durch den Kopf des Verlegers.

Laut sagte er: »Bleiben Sie am Ball, Steven…«

»Das ist mein Job, Rich.«

»Ich meine es speziell in bezug auf ›Amazing‹. Ich habe das komische Gefühl, daß da mehr ans Tageslicht kommt, als wir uns jetzt ausmalen können.«

McKensey hob kaum merklich die schmalen Augenbrauen. Hastig zündete er sich eine Zigarette an und warf einen nervösen Blick auf das abfahrende Leichenauto. »Sie haben also einen bestimmten Verdacht, Rich?«

»Nein. Es ist nur ein Gefühl…«

»Ich werd' mir's merken. Ihre Gefühle in einer bestimmten Richtung sind in Fachkreisen bekannt. Sie haben schon mehr als einmal den richtigen Riecher bewiesen, auch wenn das manch einer nicht wahrhaben will. – Exklusivstory für ›Amazing Tales‹?«

»Ja.«

»Ich werde es mir durch den Kopf gehen lassen. Ist natürlich 'ne Honorarfrage«, fügte er augenblinzelnd hinzu.

»Patrick hat noch nie schlecht bezahlt. Sie werden auf Ihre Kosten kommen. – Aber ich seh', Sie haben's eilig, Steven. Wir sprechen morgen früh über Einzelheiten…«

McKensey verabschiedete sich mit einem Kopfnicken, stieg in seinen Lamborghini, der am Straßenrand stand und in New York bekannt war wie ein bunter Hund, und folgte dem entschwindenden Leichenwagen.

Patrick ließ es sich nicht nehmen, dem Tatort einen Besuch abzustatten. Mit Hilfe seines Presseausweises wurde ihm dies gestattet. Man war mit Auskünften sehr sparsam, auch Captain Muller von der New Yorker Mordkommission hüllte sich in Schweigen.

Richard Patrick wurde totenblaß, als er das blutbesudelte Bett sah.

Mullers Experten waren bei der Arbeit und hatten längst festgestellt, daß an diesem Abend mehrere Gäste zu Besuch gewesen waren. Nun versuchte man herauszufinden, wer diese Leute sein und ob sie eventuell etwas mit dem Verbrechen zu tun haben konnten.

Dies war der Augenblick, da Patrick den Captain beiseite nahm und unter dem Siegel der Verschwiegenheit vom Treffen an diesem Abend sprach, von dem Experiment, das durchgeführt worden war – und von seinem Verdacht, daß außer ihnen vielleicht noch jemand anwesend gewesen war, von dem möglicherweise niemand etwas wußte.

»Finden Sie unter allen Umständen den jungen Sarash«, wies Patrick darauf hin. »Er weiß mehr, als wir alle zusammen, mehr, als offenbar auch Shoam wußte. Was ich mit dem ›Unbekannten‹, der

möglicherweise Zeuge wurde, meinte, möchte ich Ihnen noch erläutern, Captain. Auch auf die Gefahr hin, daß Sie mich belächeln. Dieser Unbekannte – kann mit der Kraft identisch sein, die sich im Körper Sarashs versteckt…«

*

Die Namen, die ihm an diesem Abend bekanntgeworden waren, nannte er.

Es war seine Pflicht, von den Bedingungen abzurücken, die Shoam diktiert hatte. Der Inder lebte nicht mehr, ein grauenvoller Mord war an ihm verübt worden. Die Bedingungen waren anders als noch vor einer Stunde. Ein Schweigen Patricks hätte ihn mitschuldig werden lassen…

Captain Muller hörte sich die Ausführungen aufmerksam an und stellte auch einige gezielte Fragen, aber man merkte ihm an, daß er gewisse Vorbehalte machte.

Man konnte es ihm nicht verübeln.

Gerade als Patrick die Apartmentwohnung, die einem Heerlager der Polizei glich, verlassen wollte, schlug das Telefon an.

Muller nahm ab. Seine Dienststelle meldete sich.

Der Captain wurde über einen neuen Fall informiert und machte sich während des kurzen Telefonats einige flüchtige Notizen.

»Okay«, sagte er dann einsilbig. »Wenn wir hier fertig sind, fahren wir sofort vorbei. Ihr könnt aber auf alle Fälle schon mal einen Wagen hinschicken…«

Er legte auf.

Patrick war schon an der Wohnungstür.

»Ah, Mister Patrick… einen Moment bitte noch.«

Der Verleger war erstaunt, als Muller hinter ihm herrief.

Der dunkelhaarige Mann mit dem schütteren Haar und den klugen Augen musterte den untersetzten Patrick mit eigenartigem Blick.

»Ich bin immer sehr skeptisch, müssen Sie wissen«, leitete er das neue Gespräch ein.

»Das sind ehrbare Tugenden«, nickte Patrick. »Ich weiß sie bei Ihnen wohl zu schätzen, Captain. Schließlich hatten wir schon mehr als einmal miteinander zu tun…«

»Dabei hatte ich wiederum Gelegenheit, viel über Ihre bemerkenswerte Arbeit kennenzulernen. Ich stehe einigen Dingen durchaus offen und positiv gegenüber. Im Fall Shoam muß ich Bedenken anmelden – als Polizist, versteht sich. Es geht um ein Verbrechen, das offensichtlich recht handfeste Gründe hat. Dies glaubte ich zumindest bis vor wenigen Minuten.«

»Und was hat Sie dazu gebracht, Ihre Meinung zu ändern,

Captain?«

»Ihre Namensliste – und ein eben geführtes Telefonat, Mister Patrick. Mir wurde gerade mitgeteilt, daß ein gewisser Brian Doal Vermißtenanzeige über seinen Freund Professor Phil Harrison erstattet hat… Doal und Harrison wollten sich treffen, um ein Gespräch zu führen, zu dem der Professor geladen hatte. Merkwürdig, nicht wahr, daß Harrison wenige Minuten später nicht mehr in seiner Wohnung aufzufinden ist…«

Patrick merkte, wie es ihm innerlich eiskalt wurde.

*

Etwas, das auch der Guru nicht hatte voraussehen können, war eingetreten. Es zog Kreise.

Harrison und Shoam – zwei Fälle in einer Nacht. Vielleicht gab es noch mehr, nur wußte man noch nichts darüber.

Die Eile, die Captain Muller an den Tag legte, war berechtigt.

Patrick erhielt die Erlaubnis, mitzukommen zur Wohnung des Professors. Der Verleger fuhr hinter dem Chevrolet des Captain her.

Patricks Nervosität war größer geworden.

Was war das für eine Nacht?

Er beobachtete aufmerksamer als sonst seine Umgebung, und es war ihm, als schwebe unsichtbar auch über seinem Haupt ein Damokles-Schwert. Er war Mitwisser einer Sache, die Shoam – nun wurde es ihm völlig klar – allein nicht mehr hatte tragen können.

Doch offenbar war seine Entscheidung zu spät erfolgt. Der Unheimliche, von Sarash und Shoam selbst mit dem Begriff ›Vontox‹ versehen, hatte zugeschlagen. Ob er auch im Fall Professor Harrison zum Zug gekommen war, würde sich nun herausstellen.

Brian Doal war totenbleich. Er konnte nicht verstehen, daß sein Freund ihn herbestellt hatte, um dann zu verschwinden.

Offenbar schien das, was Harrison auf der Seele lag, so brisant gewesen zu sein, daß er mit einer Person seines Vertrauens unbedingt darüber hatte sprechen wollen. Patrick wurde an seine eigenen Gefühle erinnert…

In Harrisons Wohnung gab es keine Spuren von Gewaltanwendung.

Alles deutete vielmehr darauf hin, als hätte der greise Gelehrte sein Domizil aus freien Stücken verlassen.

Die Suche nach dem Verschwundenen wurde in die Wege geleitet.

Gleichzeitig ordnete Muller an, daß andere Beamte jene Personen zu Hause aufsuchten, von denen man inzwischen durch Patrick wußte, daß sie an dem Experiment teilgenommen hatten.

»Ihre Überlegungen scheinen in die gleiche Richtung zu gehen wie meine«, murmelte Richard Patrick, ehe er sich von Captain Muller

verabschiedete.

Der Angesprochene blickte ihn ernst an. »Wenn wirklich etwas dahintersteckt, was wir jetzt noch nicht kennen, Mister Patrick, dann sind alle gefährdet. Also auch Sie… passen Sie auf!«

*

Er wußte, daß er in dieser Nacht sowieso keine Ruhe mehr fand.

Patrick teilte Muller mit, daß er noch mal im Revier Erkundigungen über die angelaufene Aktion einziehen wolle.

Aufgrund der Dinge, mit denen er konfrontiert worden war, hielt Patrick es für angebracht, auch eine Person seines Vertrauens zu Rate zu ziehen und ihm Mitteilung von der Warnung zu machen, die Shoam an eine Handvoll Auserwählter gegeben hatte, eindeutig jedoch verbunden mit der Aufforderurig, Schlimmeres zu verhüten. Seine Warnung schien jedoch zu spät gekommen zu sein. Im Fall Harrison schien sich dies schon zu bestätigen.

Patrick parkte sein Auto in einer düsteren, verlassenen Seitenstraße, in der ein paar verslumte Häuser standen, die von Asozialen und Farbigen bewohnt wurden.

Hinter einem riesigen Bretterverschlag, der ein abgerissenes Haus abschirmte, stellte er den Wagen ab.

Hier war Richard Patrick sicher, nicht beobachtet zu werden. Und darauf kam es ihm an.

Patrick war einer der engsten Vertrauten Björn Hellmarks. Wie die Marlos-Bewohner, so hatte auch er seit einiger Zeit die Gabe, von jedem Punkt der Welt aus die Insel aufzusuchen. Durch Gedankenkraft, durch Teleportation. Sie wurde – nur für diesen speziellen Fall – anwendbar. Nur wer längere Zeit auf der Insel verbracht hatte, verfügte mit einem Mal über die Gabe. Es wurden dafür geheimnisvolle Kräfte im Innern des unsichtbaren Eilands verantwortlich gemacht. Sie beeinflußten bestimmte Hirnzellen, die nach einer bestimmten ›Bestrahlungszeit‹ paranormal reagierten.

Richard Patrick verriegelte den Wagen, schloß einen Moment die Augen und konzentrierte sich auf Marlos.

Im nächsten Moment war der Sitz am Lenkrad leer.

Patricks Umgebung veränderte sich schlagartig.

Die dunkle Straße wurde zum blendend weißen Sandstrand.

Auf ihm kam er an, in der gleichen Hockstellung, in der er im Wagen gesessen hatte.

Blauer Himmel, leise raunende Palmblätter in einer sanften Brise, die vom tintenblauen Meer herwehte.

Marlos!

Patrick schraubte sich aus der Hocke in die Höhe, als schon

jemand auf ihn zurannte.

Pepe, schwarzgelockt, geboren in den Urwäldern Yucatáns, tauchte neben dem Ankömmling auf.

»Ich muß zu Björn«, sagte Patrick ernst. Er, der sonst bei seinen seltenen Inselbesuchen immer zu einem Scherz aufgelegt war, vergaß sogar, Pepes höfliches ›Hallo‹ zu erwidern.

Der Junge merkte sofort, daß etwas im argen lag.

»Er ist nicht da, Mister Patrick…«

»Wann kommt er zurück?«

»Das kann man nie sagen, wie Sie wissen.«

Patrick nagte an der Unterlippe und legte seine Rechte um Pepes Schulter. »Ich kann mich nicht lange aufhalten«, er blickte sich rasch um. Im Schatten einer Hütte hockte Jim', der Guuf, und blätterte in einem Buch. Auch Jim kam zum Strand hinuntergerannt, auf den Patrick sich teleportiert hatte. »Carminia ist auch nicht da, wie?«

»Nein. Rani, Arson und Danielle auch nicht. Wir haben strengste Order, uns vom Geist-Spiegel des Hestus fern zu halten.«

»Wenn Björn zurückkommt, sage ihm, daß ich ihn dringend sprechen muß. Und wenn etwas sein sollte, was dieses Gespräch verhindert, dann gib ihm wenigstens diesen Brief von mir, okay?«

»Okay, Mister Patrick.«

Der Verleger hielt sich keine fünf Minuten auf der Insel auf.

»Vielleicht komme ich auch noch mal zurück«, sagte er, bevor er nach New York in seinen Wagen teleportierte. »Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich mich hier verstecken muß…«

Er gab weder Pepe noch Jim die Gelegenheit, ihm eine Frage zu stellen.

Marga und Ulrich Koster, die zwei weiter zurückversetzte Hütten oberhalb einer Düne bewohnten, sahen den Fremden auch wieder verschwinden und erfuhren wenig später von Pepe, wer der Besucher gewesen war.

Pepe sah nachdenklich aus. »Etwas bedrückte ihn«, murmelte er gedankenversunken. »So komisch habe ich Mister Patrick noch nie gesehen. Hoffentlich kommt Björn bald zurück…«

*

Als er im Wagen materialisierte, sah er etwa zwanzig Meter von sich entfernt eine dunkle, schattenhafte Gestalt die Straße entlangkommen.

Patrick verhielt sich still und wollte erst starten, wenn die Gestalt vorüber war.

Etwas an der Art und Weise, wie der Mann sich bewegte, kam ihm bekannt vor:

Dann war der Fremde nur noch zwei Schritte von der Bretterwand entfernt, und Richard Patrick sah den Mann.

Es war der Psychologe Dr. Jerry Orthman!

Der Wissenschaftler, der durch seine psychologischen und parapsychologischen Untersuchungen weit über die Grenzen seines Landes bekannt geworden war und ebenfalls mehrere Bücher veröffentlicht hatte, war gleich ihm heute abend Gast im Haus des Guru gewesen!

In Patrick schlug eine Alarmglocke an.

Orthmann bewegte sich abwesend – wie ein Schlafwandler…

Er trug eine hellbeige Hose und ein gemustertes Hemd. Kein Jackett, keine Krawatte… Es schien, als hätte er kurzentschlossen seine Wohnung verlassen und keine Gelegenheit mehr gefunden, sich noch dementsprechend anzuziehen.

War es Professor Harrison genauso ergangen?

Patrick hielt den Atem an.

Orthman ging an dem Auto vorüber, ohne dem Insassen im dunklen Fond einen Blick zuzuwerfen.

Der Psychologe strebte an dem Trümmergrundstück entlang einem Haus zu, das ebenfalls zum Abriß bestimmt war. Große Schilder Wiesen auf Einsturzgefahr hin und warnten vor Betreten des Geländes.

Was wollte Orthman hier?

Seine Anwesenheit widersprach aller Logik.

Patrick stieg leise aus dem Auto und heftete sich dem Mann an die Fersen.

Orthman wandte kein einziges Mal den Blick. Stur setzte er seinen Weg fort und erreicht das zum Abbruch bestimmte Haus. Die Haustür war längst ausgerissen, der Eingang gähnte leer und dunkle dem Ankömmling entgegen.

Orthman verschwand darin.

Patrick schlich ihm nach und folgte ihm in den Keller. Steine und Unrat, leere Coladosen und zerknautschte Zigarettenschachteln lagen herum. Die Wände waren feucht und schimmelig.

Moderluft schlug dem Verleger entgegen.

Es war erstaunlich, daß Orthman in der Dunkelheit noch nicht gestrauchelt war.

Ohne zu fallen, kam er unten an.

Kellertüren gab es auch keine mehr. Die einzelnen Räume standen offen, Unrat lag auch hier herum, leere Kisten und Lumpen waren in einer Ecke gestapelt.

In der Dunkelheit war ein schwaches, fahl-grünes Glühen wahrnehmbar.

Dem näherte sich Orthman.

Richard Patrick wollte nicht glauben, was er sah.

In einem Keller waren schon einige Personen anwesend.

Insgesamt sechs! Alle gehörten zum Kreis der Auserwählten, die am Abend an der Demonstration teilgenommen hatten, unter ihnen Professor Harrison.

Wie die anderen und der hinzukommende siebente, Jerry Orthman, hockten sie auf umgestülpten Kisten oder auf Steinen.

Das fahl-grüne Leuchten kam aus den Köpfen der Versammelten.

Mitten auf der Stirn prangte wie ein drittes Auge jenes geheimnisvolle Symbol, das Shoam unterschrieben hatte.

Dieses Symbol schien tief in den Kopf der sieben Personen eingedrückt worden zu sein – wie ein Stempel.

Patricks Atem ging rascher.

Der Verleger wußte schlagartig, daß er durch Zufall einem großen Geheimnis auf die Spur gekommen war.

Die von den Umständen und dem neuen Leben Vontox' des Magiers aus Lemuria, wußten, mußten ausgeschaltet werden.

Die ›unheimliche Kraft‹, die in der Gegenwart der Welt zu neuem Leben erwacht war, hatte zugeschlagen.

Diese klugen, aufmerksamen Leute, die Patrick heute abend noch im intelligenten Gespräch kennengelernt hatte, wirkten wie Puppen und schienen auf etwas zu warten – waren durch das Zeichen in ihrer Stirn und ihr ganzes Verhalten äußerlich wie innerlich verändert.

Keiner sprach mit dem anderen, keiner schien den anderen richtig wahrzunehmen. Jeder wartete…

Da mußte etwas geschehen.

Captain Muller würde inzwischen längst Informationen darüber haben, daß noch mehr Personen außer Professor Harrison heute nacht ihre Wohnungen verlassen hatten. Die Suche nach den Verschwundenen war sicher im Gang. Hier aber würde man wohl die Betreffenden nicht so schnell vermuten und suchen.

Patrick stand an die rauhe Kellerwand gepreßt und faßte den Entschluß, Müller vom Wagen aus mit dem Autotelefon sofort zu verständigen.

Da erhielt er einen Stoß in den Rücken.

Der Mann taumelte nach vorn und war überrascht über die Stärke des Angriffs, der ihn fast zu Boden warf.

Patrick konnte den Sturz verhindern und wandte blitzschnell den Kopf.

Breit grinsend stand Sarash vor ihm.

*

Schon das Aussehen des ›Grabes‹ war angetan, ihn aufs äußerste zu schockieren.

Björn Hellmark, angelangt in einer anderen Dimension, in die der Urkontinent Lemuria durch bisher noch unbekannte Kräfte nach seinem Verschwinden im Urmeer versetzt worden war, wollte im ersten Augenblick nicht glauben, was sich seinen Augen bot.

War es eine Fata Morgana, eine Halluzination, die ihm durch die Begegnung und den Dialog mit dem Totenschädel des Guuf aufgezwungen wurde, ohne daß er es erkannte?

Als Ak Nafuur das ›Grab in Lemuria‹ in seiner Botschaft erwähnte, mußte er sich etwas dabei gedacht haben.

Es barg ein Geheimnis, das laut seiner Mitteilung nur Rha-Ta-N'my und wenige Eingeweihte kannten. Er sollte durch das Auffinden des Grabes dessen Rätsel lösen.

Was hatte Carminia mit Lemuria zu tun?

Er verlor keine Sekunde mehr, lief ins Wasser, ließ sich dann nach vorn fallen und schwamm gegen den starken Wellengang.

Die Kronen der Wellen waren schaumbedeckt und schwappten über ihn hinweg. Schaum haftete auf seinem Gesicht und blieb in seinen Haaren kleben.

Es kostete Kraft, das Grab, das einem kleinen bizarren Atoll glich, zu erreichen, zumal er meistens nur mit einer Hand schwimmen konnte, da die andere das ›Schwert des Toten Gottes‹ halten mußte.

So erreichte er das Grab, das von schäumenden Wellenkämmen umspült wurde. Aus Wasser und Schaum schienen auch die kahlen, totenkopfähnlichen Schädel zu bestehen, die ihm aus leeren Augenhöhlen entgegenstarrten.

Die zerklüfteten, aus verhärtetem Schaum bestehenden Köpfe interessierten ihn weniger als die braune, notdürftig bekleidete Gestalt, die wie hingegossen in einer Mulde lag.

Das Symbol des Todes, das selbst schaumbedeckte Wellen an dieser Stätte erzeugten, schien eine besondere Eigenart jener Region Lemuria zu sein.

»Carminia?!« wisperte Hellmark, kaum daß es ihm bewußt wurde. Das scharfe Rauschen und Plätschern der Wellen ließ seine Worte untergehen. »Carminia? Bist du's wirklich?«

Er kam aus dem Wasser und tastete vorsichtig nach ihr.

Die langen, braunen Beine fühlten sich kalt und hart an. Stein… Das lange, schwarze Haar war nicht minder hart.

Die Figur auf dem seltsamen ›Grabhügel‹ war aus Stein!

Aber wie kam sie hierher? Wie war es dazu gekommen? Was hatte sich während seiner Abwesenheit in der Felsen-Kathedrale ereignet?

Hellmark war verwirrt und ratlos.

Er hatte das Grab gefunden, und es gab ihm das größte Rätsel auf.

Da lief es ihm eiskalt über den Rücken.

Er sah, daß die dunklen, schimmernden Augen in dem kalten,

steinernen Gesicht der Carminia-Statue sich bewegten!

Die Augen in dem toten, steinernen Körper – lebten!

*

In diesen Augen – ein ängstlicher Ausdruck, als wollten sie ihm ein Zeichen geben…

Der leidende Zug um die schöngeschwungenen Lippen veränderte sich nicht, und doch hatte Hellmark das Gefühl, sie würden ihm eine Warnung zurufen, wenn sie dazu in der Lage wären.

Ein ungeheures Tosen! Das Rauschen schwoll an, die Wellen in unmittelbarer Nähe des Grab-Atolls stiegen empor und brachen über ihm zusammen, als wollten sie ihn verschlingen.

Aber das Wasser war keine Gefahr für ihn – es war der Meeres-Vampir, von dem der blaue Guuf-Totenkopf gesprochen hatte.

Der gigantische, schlangenähnliche Kopf eines Wesens tauchte neben dem Atoll auf und war größer als die rätselhafte Grabstätte. Das lange, schnabelartige Maul war geöffnet, und ein wildes, gellendes Kreischen kam aus dem gebogenen Hals, der Hellmark um das Zehnfache überragte.

Es hörte sich an wie das Triumphgebrüll eines Siegers.

Zwischen den dolchartigen Zähnen traten breite Rinnsale warmen Blutes hervor. Auch aus den Augen floß Blut.

Aber das waren keine Verletzungen – es war ein Zeichen dafür, daß der Meeres-Vampir vor ganz kurzer Zeit ein Opfer erwischt und ausgesaugt hatte. Ob es sich dabei um ein tierisches oder menschliches handelte, das entzog sich Hellmarks Kenntnis.

Die Augen der steinernen Carminia Brado blickten in Panik.

Hellmark reagierte schnell. Nur in der Schnelligkeit lag seine Chance.

Die Rechte, die das magische Schwert hielt, stieß kraftvoll nach vorn. Die Spitze drang bis zur Hälfte in den muskelbepackten, wie blanker Stahl schimmernden Hals des Ungetüms.

Das blutbesudelte, zähnestarrende Maul ruckte herum. Das Kreischen wurde wilder. Der Meeres-Vampir, dessen riesige Zähne wie überdimensionale Saugnäpfe waren, wie Hellmark erkannte, als das Maul auf ihn herabstieß, war kein Dämon. Es war ein Geschöpf der Nacht, lebte vom Blut der Opfer – und vielleicht bewirkte sein Biß die Versteinerung, der Carminia Brado zum Opfer gefallen war.

Und nun war Björn Hellmark an der Reihe.

Der blonde, sonnengebräunte Mann duckte sich und stieß ein zweites Mal zu. Das Schwert drang in den herumwirbelnden Hals des Vampirs. Dunkles Blut quoll über die Schneide.

Doch die Wucht, mit der der Kopf des feindlichen Wesens

herumflog, konnte Björn Hellmark nicht abfangen.

Er erhielt einen Schlag gegen die Brust, daß ihm die Luft wegblieb und er zur Seite geschleudert wurde.

Er verlor sofort den Halt auf dem schmierigen, glatten Untergrund, fiel ins Wasser – und dann stieß der dunkle, riesige Körper in die Tiefe und drückte ihn weiter hinab.

Die Begegnung mit dem Meeres-Vampir wurde nun zum Kampf auf Leben und Tod für ihn.

*

Die riesige Säule zerbrach in hundert Stücke.

Gewaltige Brocken segelten aus der Höhe herab und zerschellten auf dem granitharten Felsboden der Halle.

Carminia und Rani liefen um ihr Leben und suchten eine Stelle, um sich vor den herabregnenden Trümmern in Sicherheit zu bringen.

Das Paar wurde von rieselndem Staub und zum Glück nur kleineren Steinen getroffen. Wie durch ein Wunder blieben die beiden unsichtbaren, aber nicht körperlosen Menschen unverletzt.

Sie krochen, ohne sich loszulassen, unter eine riesige, steinerne Platte, die auf massigen Brocken ruhte und ihnen Schutz vor fliegenden Trümmern bot.

Carminia und Rani bewegten sich nicht. Sie mußten Klaschuk glauben machen, daß es sie erwischt hatte. Sehen konnte er sie nicht, darin lag ihre Chance. Und Carminia bangte, ob der Tarnschutz auch lange genug hielt. Es hieß, daß die magische Kraft des Armreifs begrenzt sei. Irgendwann würde sie für immer, verlöschen. Hoffentlich nicht jetzt!

Klaschuk ließ seine grünstrahlenden Köpfe durch die Luft gleiten und führte sie dicht über dem am Boden liegenden Schutt hinweg. Das Ungetüm versuchte seine Opfer aufzuspüren. Mehr als einmal hätte Rani da Gelegenheit gehabt, einen Schwerthieb auszuführen. Doch er tat es nicht. Er wollte den Unterschlupf nicht verraten, Klaschuk nicht noch mal Gelegenheit zu einem weiteren, diesmal vielleicht verheerenden Angriff geben…

Alle sieben Köpfe Klaschuks schwebten dicht über dem Boden.

Da geschah etwas Unheimliches!

Durch die Tentakel lief ein Zittern. Im nächsten Moment schien ein Tornado zwischen die Schlangenhälse zu fahren. Sie wurden wild durchschüttelt und durcheinandergeworfen.

Drei, vier, fünf Köpfe wurden blitzartig so beeinflußt, daß sie sich verwickelten und nicht mehr voneinander loskamen.

Zwischen den dichtstehenden Tentakeln, die vor dem Eingang des dunklen Tunnels wie Baumstämme wuchsen, entstand eine Lücke. Die

Tentakel bogen sich zur Seite.

Dort stand eine Frau.

In herrischer, befehlender Pose hielt sie die rechte Hand ausgestreckt und deutete auf die Totenschädel Klaschuks, die sich zu entwirren versuchten.

Die Frau, die hochaufgerichtet und ernst, aufs äußerste konzentriert aus dem dunklen Tunneleingang kam, war Danielle de Barteaulieé; die weiße Hexe!

Hinter ihr stürmte, das Schwert schwingend, Arson in die Halle.

Er überwand mit großen Sprüngen mehrere gewaltige Trümmerbrocken und jagte Klaschuk entgegen.

Da gab es auch für Rani Mahay kein Halten mehr. Er riß sich los von Carminias Hand, sprang auf und stürzte auf das Knäuel der verwickelten Köpfe zu.

Die Bilder sprachen für sich.

Danielle de Barteaulieé setzte ihre magischen Kräfte ein und schien die Sphäre der Dämonenmagie endlich durchdringen zu können. Ihr Hauptaugenmerk richtete sich auf den tödlichen Feind aus der Höhe.

Danielles Kräfte waren für die augenblickliche ›Verwicklung‹ Klaschuks verantwortlich zu machen.

Arson und Rani nutzten die Chance.

Der Mann mit der Silberhaut trennte mit zwei blitzschnellen Hieben zwei Totenköpfe ab, die zu Staub zerfielen, kaum daß sie den Boden berührten.

Mahay tauchte grinsend an Arsons Seite auf, stand ihm in nichts nach und trennte einen dritten Kopf, der von links auf den Freund zuschoß, um ihm den Garaus zu machen.

Rani und Arson nutzten das Überraschungsmoment.

Ehe Klaschuk begriff, was los war, hatte er keine Köpfe mehr.

Danielle de Barteaulieé ließ die Hand sinken. Die Stirn der jungen Französin war mit Schweiß bedeckt, Danielle schwankte wie ein Halm im Wind. »Tut mir leid«, sagte sie mit schwacher Stimme, aber glücklich. »Wir haben euch die ganze Zeit gesehen, konnten uns aber weder bemerkbar machen noch euch zu Hilfe eilen…«

Dann erfuhren Rani und auch Carminia, die sich aus der Unsichtbarkeit zurückversetzt hatte, weshalb Arson und Danielle die ganze Zeit über nicht mehr zu sehen waren.

Als der große Überfall durch die Dämonen stattfand, hatten sie ihre Beobachtungsplätze verlassen, um den Freunden zu Hilfe zu kommen. Sie waren im allgemeinen Kampfgetümmel jedoch in den ›Tunnel der Verzweifelten‹ abgedrängt worden.

»Und dort – geschah etwas Unheimliches«, berichtete Danielle. Noch jetzt hörte man ihrer Stimme das Grauen an, das sie nur langsam abstreifen konnte. »Wir versuchten, aus dem Hinterhalt mit Hilfe

meiner magischen Fähigkeit und der Manja-Augen einzugreifen. Die Magie – verkehrte sich für uns ins Gegenteil. Die Dunkelheit umfloß uns und hüllte uns ein. Wir wurden zu beobachtenden Schatten oder gar zu Stein, ohne auf uns aufmerksam machen zu können. Wir waren Teil der Dunkelheit, losgelöst von unserem Körper und doch mit ihm gefangen. Niemand sah uns, niemand hörte uns, selbst Björn nahm uns nicht wahr, als er durch den Tunnel seinem Ziel entgegeneilte. Und dann kam die Gegenwirkung. Ohne unser Dazutun. Die Manja-Augen schienen – wie die wärmenden Strahlen der Sonne den Schnee wegtauen – die dämonenmagische Atmosphäre um uns aufzulösen. Da konnten wir uns wieder bewegen und ich unternahm den Versuch, durch Magie Klaschuks Fangarme zur Seite zu biegen und seine Köpfe so durcheinanderzubringen, daß er eine Zeitlang nicht wußte, wo er sich befand und was los war für ihn. Das war Arsons und Ranis Chance, die Monster-Bestie zu vernichten…«

In der Höhe über ihnen begann es bedrohlich zu knirschen. Sie hoben die Köpfe und starrten atemlos und erschrocken nach oben…

*

Wenn er jetzt Macabros gehabt hätte!

Doch nach wie vor konnte er seinen Doppelkörper nicht entstehen lassen. Die besonders magische geladene Atmosphäre schien dies offenbar zu verhindern.

Todesangst ergriff ihn, als das sprudelnde Wasser ihn umhüllte, der riesige Leib sich über ihn hinwegwälzte und weiter in die Tiefe des unbekannten Meeres drückte.

Wasser drang ihm in Mund und Nase. Die Luft wurde ihm knapp.

Hellmark hatte die Augen weit aufgerissen und schlug mit dem Schwert um sich, ohne zu wissen, wohin er traf.

Wäre der Meeres-Vampir eine reine Dämonengeburt gewesen, hätte er es mit seiner Waffe einfacher gehabt. Die geringste Berührung hätte genügt, um ihn in eine Schwefelwolke aufzulösen und zur Hölle zu schicken.

So aber hatte er einen fast natürlichen Feind zu bekämpfen, und das forderte den Einsatz aller Körperkräfte.

Die Todesangst mobilisierte Kräfte, über die er sonst nicht verfügte.

Das riesige Maul schoß wie ein gezackter Gigantenspeer an seinem Kopf vorbei. Hellmark sah den Schädel des Untiers nur noch verschwommen. In dem gurgelnden, schäumenden Wasser war alles aufgewühlt, und er wußte nicht mehr, wo oben oder unten war. Aber eine Zehntel-Sekunde sah er das große, blutunterlaufene Auge des Meeres-Vampirs vor sich. Und da packte er das Schwert mit beiden

Händen und warf sich nach vorn. Er wußte, daß es seine letzte Aktion sein würde. Länger konnte er sich nicht mehr unter Wasser aufhalten, und wenn der Vampir ihn erneut packte und nach unten preßte, dann war er verloren.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ bohrte sich in das bösartig funkelnde Auge der Bestie.

Ein Blutstrahl schoß hervor, der mächtige Kopf schoß empor, und unter Wasser hörte man den Todesschrei des Ungetüms.

Björn Hellmark drohten die Lungen zu bersten. Er hatte das Gefühl, als lasteten Zentnergewichte auf seinen Schultern.

Zu jeder weiteren Aktion war er unfähig.

Den Mund schon weit aufgerissen und nur Wasser schluckend, peitschte er sich in die Höhe.

Die Wassermenge über ihm schien überhaupt kein Ende zu nehmen!

Er meinte, gegen einen Steinwall anzukämpfen, ihn doch noch zu durchstoßen – und… endlich Luft! Er konnte sie gar nicht schnell genug in seine Lungen pumpen.

Er mußte husten, spucken, erbrach Wasser, und alles um ihn herum kreiste wie ein wild sich drehendes Karussell des Teufels.

Seine Arme waren schwer wie Blei.

Hellmark rechnete damit, daß das Untier noch mal auftauchte, um ihm schließlich nach dieser ›Atempause‹ doch noch den Garaus zu machen. Aber das war nicht der Fall.

Im aufgewühlten Wasser rings um ihn tauchten große, dunkle Lappen auf. Der Meeres-Vampir löste sich in seine Einzelteile auf, die weiter brüchig und von den Wellen davongetragen wurden.

Das großartige Schwert aus Xantilon, im magischen Feuer einer Esse geschmiedet, schien ihn geführt zu haben, daß er den Punkt erwischte, der maßgebend war, dem Vampir das untote Leben auszutreiben.

Und auf dem Grab-Atoll tat sich ebenfalls etwas.

Narrte ihn ein Spuk – oder war es Wirklichkeit?

Die Grab-Figur aus Stein erhob sich!

*

»Carminia!« Wie ein Hauch kam der Name der geliebten Frau über seine Lippen.

Er näherte sich ihr, faßte Fuß auf dem glitschigen Untergrund – und sie reichte ihm beide Hände, um ihn an Land zu ziehen.

Er war ausgepumpt, fertig, jetzt hätte passieren können, was wollte, er wäre nicht mehr in der Lage gewesen, sein Leben zu verteidigen.

Die dunkelhäutige Schönheit lächelte ihm zu.

»Einer mußte kommen, der den Wächter des Grabes erlegt. So lautete Vontox' Bannfluch, als er mich in Stein verwandelte und doch leben ließ. Ich konnte sehen und denken. – Es tut mir von Herzen leid, dir eine Enttäuschung zu bereiten, Fremder mit dem Schwert. Offenbar hast du gehofft, jemand anderes zu helfen – nicht mir. Ich bin nicht die, für die du mich hältst.«

»Wer bist… du dann?«

»Ich bin Tayaa, Prinzessin aus Mook. Als ich deine Nähe spürte, änderte sich meine Gestalt. Dies konnte auch Vontox nicht verhindern. Tausend Jahre sind eine lange Zeit. Tausend Jahre war der Körper tot, aber der Geist wach. In dieser Zeit lernt der Geist manches. Ich strebte nach Befreiung, vielleicht hätte ich noch mal tausend Jahre gebraucht, um selbst einen Weg aus den unsichtbaren magischen Fesseln zu finden. Aber dann kamst du. Und ich wußte, wen du suchst. Da habe ich ›ihre‹ Gestalt angenommen, um dich für mein Grab zu interessieren…«

»Dann hast du… meine Gedanken gelesen?«

»Nur einen Augenblick lang. Ich bin keine Telepathin, wenn du das meinst, mein Retter. – Einen Moment lang empfing ich das Bild, ›ihr‹ Bild in meinem Bewußtsein. Es war der Mensch, der deinem Herzen am nächsten steht, und die Sorge um sie erfüllte dein ganzes Wesen. Ich bin in der langen Zeit meines steinernen Todes sehr empfindsam geworden, mußt du wissen. Ich fühle mit deinen Gefühlen. Ich bin Tayaa aus Mook, das Reich, das Vontox unterwerfen will. Seine grausamen Kriegszüge zu Lande, zu Wasser und in der Luft sind berüchtigt. Viele Völker hat er unterworfen. Mook noch nicht. Und wir werden ihm weiterhin die Stirn bieten, jetzt, da die Herrscherin zu ihrem Volk zurückkehrt, noch kämpferischer als je zuvor. Dank deiner Hilfe! Du kennst nun das Geheimnis des Grabes in Lemuria, das Tayaas ewiges Gefängnis sein sollte. So hat Rha-Ta-N'my es bestimmt, die Herrscherin der Finsternis. Und sie hat den Keim in Vontox' Willen gelegt. Die Saat ist fast aufgegangen… wir können beide in unsere Welt zurückkehren. Du in deine – ich in die meine. Meine guten Wünsche und mein Dank begleiten dich. Der Tunnel der Verzweifelten, durch den zahllose Seelen wandern mußten auf dem Weg zu Vontox, ohne ihn je zu erreichen, ist frei. Ich fühle es. Es droht dir keine Gefahr. Kehr' zurück, solange noch Zeit ist…«

»Aber ich…«

»Du hast viele Fragen, ich weiß. Du hast mich aus den Klauen Vontox und seines Vampir-Wächters befreit – ich stehe also in deiner Schuld. Solange mein Leben noch währt. Ich muß mich nun beeilen, zuviel ist zu tun, und der Weg nach Mook ist noch weit und voller Gefahren. Aber dies war nur unser erster Kontakt – nicht der letzte.

Du wirst von mir hören. In deinen Träumen.

Egal, wo immer du auch her sein magst…«

Sie breitete beide Arme wie Schwingen aus.

Und dann änderte ›Carminia‹ sich.

Ihre schlanke Gestalt straffte sich, ihr Busen wurde etwas voller, die Haut blaßte ab, und ein marmorner Schimmer legte sich auf sie. Die Vorderseite der Frau blieb nackte, bloße Haut – auf ihrem Rücken aber wuchsen mit einem Mal große, weiche Federn, die sich sanft aneinanderlegten und ein dichtes Federkleid bildeten. Das Haar wurde kurz und brünett, das Gesicht nahm ausgesprochen liebliche Züge an, die das exotische Aussehen Carminias verdrängten.

Die schlanken Arme wurden zu Flügeln, und noch ehe Tayaa, die Vogelfrau, auch nur eine einzige Bewegung mit ihren Schwingen machte, hob der starke Wind sie bereits sanft in die Höhe.

Tayaa schwebte auf Hellmark zu. »Komm, ergreif meine Hand, ich bringe dich zurück an Land…«

Ihre langen, schmalen Finger schlossen sich um seine kräftigen. Dann wurde er emporgehoben und über die Wellen getragen. Tayaa bewegte dabei nur einen Flügel, und sie tat das mit einer Eleganz und Leichtigkeit, die ihn faszinierte.

Dann setzte ihn die Vogelfrau ab.

Hellmark stand an der Stelle, wo die Öffnung mit den Stufen in den zerklüfteten Berg führte.

Tayaa winkte ihm ein letztes Mal zu. Dann schwang sie sich empor. »Frei!« hörte er ihren silberhellen Ruf, den der Wind über die schaumbedeckten Wellen trug. »Endlich frei! Freeeiiii…«

Dann war sie verschwunden.

Vor Hellmark lag das leere Grab mit den bizarren Totenschädeln aus erstarrtem Schaum, hinter ihm die Treppe zur Tempelhalle und von dort aus der ›Tunnel der Verzweifelten‹, über den er eine erste Bemerkung gehört hatte. Aber sein wahres Geheimnis und den Grund für seine Bezeichnung war ihm nach wie vor unbekannt…

Er lief über die Stufen in die Tiefe.

Der blaue Guuf-Schädel war verschwunden…

*

Ob dies ein gutes oder bedenkliches Zeichen war, wußte er nicht.

Er wertete es zunächst als ein gutes Omen. Der Schädel hatte seinen Auftrag erfüllt, ihn auf das Grab aufmerksam gemacht. Er hatte die Stätte gefunden und Prinzessin Tayaa befreit. Dies alles war der Beginn zu neuen Fragen – aber auch neuen Antworten, wenn stimmte, was die Vogelschöne ihm angekündigt hatte.

Vielleicht fand er auch schon einen weiteren Hinweis in der 11.

Botschaft, die versiegelt in der Geister-Höhle auf Marlos lag.

Er eilte durch den Tunnel. Als er am anderen Ende ankam, hörte er das Knistern und Knirschen und sah die schemenhaften Gestalten im Halbdunkeln verschwinden.

»Carminia!« Er sah sie.

Die Brasilianerin blieb abrupt stehen, als würde eine unsichtbare Hand sie festhalten.

»Björn?!«

Dann lief er auf sie zu.

Sie sahen alle mitgenommen, abgekämpft aus, und er wußte, noch ehe ein Wort der Erklärung gesagt werden konnte, daß es in der rätselhaften Dämonen-Kathedrale heiß hergegangen sein mußte.

»Klaschuk kommt von oben! Er zerbricht!« wurde ihm zugerufen. »Schnell, ehe er uns alle unter sich begräbt!«

Mahays Stimme klang aufgeregt, und als Björn nach oben blickte, wußte er zwar immer noch nicht, was sich im einzelnen hier abgespielt hatte, aber die schwarze Masse, die herabkam, aus der sich gigantische Brocken lösten, verhieß nichts Gutes.

Noch ein letztes Mal hieß es alle Kräfte einzusetzen, um den Fixpunkt zu erreichen. Die Anstrengung lohnte sich.

Carminia und Danielle ließen sich zuerst in das Nichts fallen, verschwanden von Lemuria.

Dann folgten Arson und Rani nach. Zuletzt Björn Hellmark.

Wohlbehalten kamen sie alle auf Marlos an…

*

Bevor sie gegenseitig Erklärungen austauschten, fielen sich Hellmark und Carminia in die Arme und küßten sich. Rani und Danielle folgten ihrem Beispiel.

»Ich glaub', da bin ich ein bißchen fehl am Platz«, murmelte Arson halblaut. »Keiner da, der mich küßt…«

»Du solltest deine Silberfrau mal nach Marlos einladen«, ließ Carminia sich vernehmen, ohne sich von Björn zu lösen.

Arson nickte. »Oder mal wieder 'nen Abstecher nach Hause machen. Sobald ich weiß, wie die Wege in das Grauen Rha-Ta-N'mys wirklich aussehen…«

»Sorry, daß ich störe«, sagte da eine quengelige Stimme von der Seite her. Pepe hatte sich herangeschlichen. »Ich muß euer Schmusen leider unterbrechen. Der Marlos-Briefträger ist da… Mister Patrick hat mich gebeten, diesen Eilbrief nach deiner Rückkehr sofort zuzustellen…«

*

Gefahr! gellte der Gedanke in Patricks Hirn auf, als er den teuflisch grinsenden Jungen vor sich sah.

Der Ausdruck in diesem Gesicht war schon nicht mehr menschlich. Vontox hatte den geliehenen, übernommenen Menschenkörper völlig unter Kontrolle.

Und Sarash alias Vontox war verantwortlich zu machen für das Verschwinden dieser bisher sieben Personen.

Nun wollte er auch ihn… aber so einfach ließ Patrick sich von dem leuchtenden Symbol des Todes und des Grauens nicht beeindrucken.

Marlos! Im Gegensatz zu den anderen hatte er die Möglichkeit zu fliehen, ohne einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Er fiel in die Dunkelheit, etwas riß und zerrte an und in ihm, als wäre er zwischen vier Hände geraten, von denen jede ihn in eine andere Richtung reißen wollte.

Panik erfaßte ihn.

Er kam nicht richtig weg, aber er kam auch nicht ganz in Marlos an.

Verschwommen nahm er sowohl die Umgebung des Kellers und die gespenstische Versammlung wahr als auch den weißen Strand von Marlos – und die Menschen, die nur wenige Schritte von ihm unter den schattenspendenden Palmen standen.

Arson, Rani und Danielle, Pepe, Carminia und Björn…

Er rief nach unten, aber kein Laut kam über seine Lippen, er war stumm wie ein Fisch.

*

Hellmark überflog die Zeilen und wurde blaß.

Patrick teilte ihm im Telegrammstil sein Erlebnis mit und hatte auch eine Skizze jenes Symbols angefertigt, das sie auf Shoams Bitten hin unterschrieben.

Dieses Symbol glich dem, das Ak Nafuur ihnen als ›Wegweiser‹ nach Lemuria hinterlassen hatte.

Der Begriff Vontox tauchte in Patricks Zeilen auf.

Vontox – hier und in Lemuria?

»Björn! Da!« riß ihn die Stimme Jims, der ebenfalls näher gekommen war, aus seinen Überlegungen. »Richard Patrick! Was ist nur los mit ihm…«

Da sahen es alle.

Die schemenhafte, durchsichtige Gestalt winkte ihnen verzweifelt zu und bewegte den Mund.

Rani und Björn liefen auf die Stelle zu.

»Rich.?« fragte Hellmark noch. »Was, um Himmels willen, ist denn

los?!«

Da verblaßte die Geistererscheinung.

Björn griff ins Leere.

Etwas Ungeheuerliches war geschehen, und ohne langes Nachdenken wurde jedem sofort klar, daß der Verleger sich in großer Gefahr befand.

Aber wo trat diese Gefahr auf?

Sie hatten keinerlei Hinweis auf den Ort.

Dennoch handelten sie.

Björn versetzte sich in Patricks Wohnung, Rani teleportierte in das nächtliche Büro, Arson, Danielle, Pepe und Jim tauchten in den umliegenden Straßen auf. Es war ein reines Glücksspiel.

»Nichts!« stieß Hellmark verwirrt und enttäuscht hervor. »Kein Hinweis darauf, wo er sein könnte…«

Daß in jener Nacht tatsächlich etwas mit Richard Patrick passiert war, zeigte sich bereits am nächsten Morgen.

Richard Patrick tauchte nicht im Büro auf und war auch' zu Hause nicht zu erreichen.

Die Polizei fand seinen Wagen in einer Seitenstraße in der Nähe eines abgerissenen Gebäudes. Die Gegend wurde von Cops durchkämmt. Man stieß auf einen Keller, in dem sich offensichtlich in der vergangenen Nacht mehrere Menschen aufgehalten hatten. Ihre Spuren verloren sich im Nichts.

»Der Kreis schließt sich«, sagte Captain Muller tonlos, als er den Namen Patrick in seine Fahndungsakte eintrug. Darin standen jetzt alle Namen jener vierzehn Personen, die man inzwischen ausfindig gemacht hatte – und die in der vergangenen Nacht unter bisher ungeklärten Gründen verschwanden.

Konkrete Recherchen hatten dazu geführt, daß alle Personen, die an dem geheimnisvollen Experiment teilgenommen hatten, nun feststanden.

Die Öffentlichkeit wurde in die Großfahndung einbezogen. Mit ihrer Hilfe versprach sich Muller Hinweise aus der Bevölkerung. Vielleicht hatte doch einer etwas gesehen…

Auch Björn und seine Freunde bekamen die Sonderausgabe der ›New York-Times‹ und die Fahndungsblätter zu Gesicht. Pepe holte sie aus der Stadt.

Richard Patrick war Vontox begegnet – wie die anderen auch.

Für Hellmark gab es nicht den geringsten Zweifel daran, daß sein Erlebnis und das Abenteuer seines Freundes Rich in engem Zusammenhang miteinander standen. Parallel waren Ereignisse abgelaufen, die seltsamerweise ein und dieselbe Person betrafen – den rätselhaften Vontox…

Tayaa, die Vogelfrau, hatte ihn erwähnt, der blaue Guuf-Schädel

ebenfalls…

Was war aus Richard Patrick und den anderen dreizehn ›Eingeweihten‹ geworden?

Diese und zahllose andere Fragen waren nach wie vor unbeantwortet.

Sicher war nur eins. Der Ausflug nach Lemuria hatte eine Unzahl neuer Probleme aufgeworfen, die zu den Wegen in die Dimension des Wahnsinns hinzukamen…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Machten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yucatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.